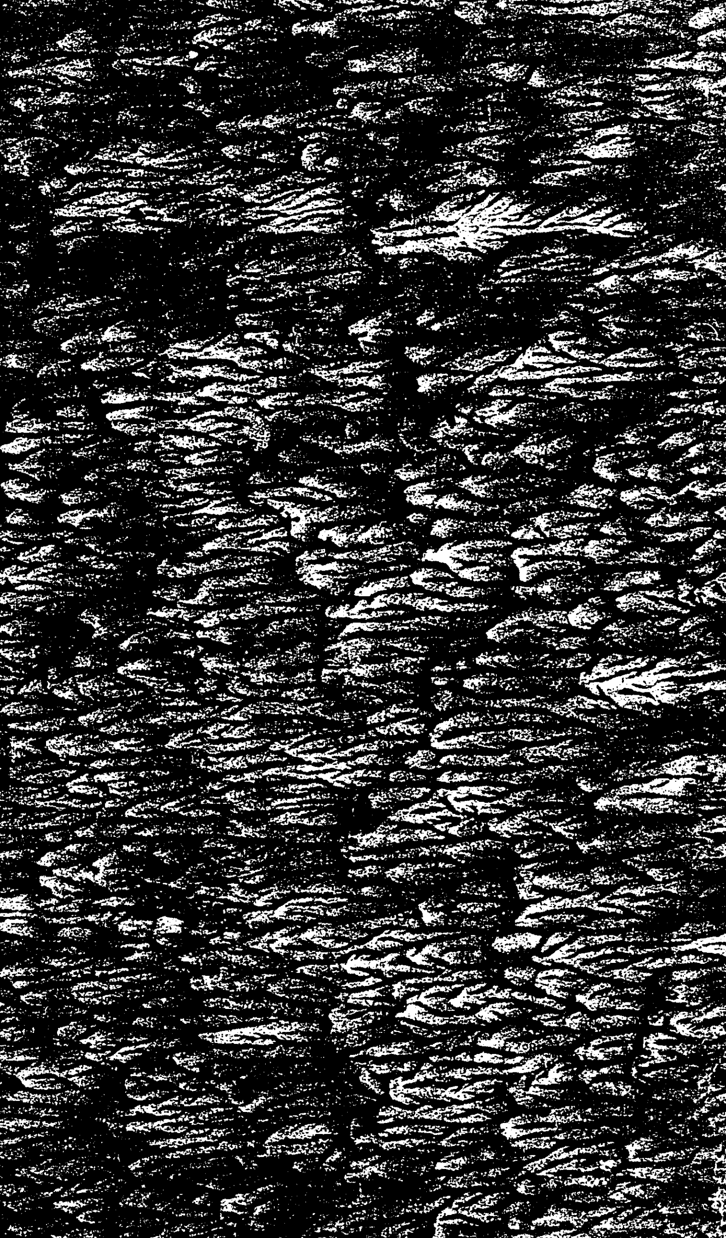


Betrachtungen

eines Laien

über

die neue Betrachtungsweise

der

Evangelien

des

Dr. D. F. Strauss.

Ihr seid theuer erkauft,
werdet nicht der Menschen Knechte.

Göttingen,

Druck und Verlag der Dieterichischen Buchhandlung.

1837.

Vorwort.

Der Titel dieser Blätter sagt den Theologen, überhaupt den Gelehrten, daß sie hier keine dogmatische Abhandlung, keine gelehrte Arbeit zu erwarten haben, sondern Bemerkungen eines Laien, folglich etwas, das für Laien geeigneter ist, als für Gelehrte. Es möchte sich demnach zuvörderst fragen: wie kommt ein Laie dazu, Bemerkungen über ein gelehrtes, wissenschaftliches, theologisches, philosophisches Werk herauszugeben?

Auch dem, der sich nicht zu den Gelehrten zählt, begegnet es heut zu Tage oft genug, zu erfahren, wie unerträglich es ist, Leute von Dingen reden zu hören, die ihnen fremd sind und die sie nicht verstehen; mit dieser Pein den geneigten Leser zu verschonen, hat der Verfasser dieser Bemerkungen sorgfältig im Auge behalten; sie wagen sich nicht weiter, als das Verständniß reicht, und halten sich lediglich an die Seite des Werks, welche

ohne große Gelehrsamkeit der gesunden Vernunft und dem schlichten gewöhnlichen Verstand zugänglich ist; ihre Unvollständigkeit wird darin eine Entschuldigung, das Unternehmen zugleich seine Rechtfertigung finden. —

Daß eine kritische Bearbeitung des Lebens Jesu, welche eine neue Betrachtungsweise an die Stelle der alten setzen will, einen Christen interessirt, wenn er auch nicht Theologie studirt hat, daß ihm dabei einfällt: „es handelt sich um deine Angelegenheit," — das bedarf wohl keiner weiteren Rechtfertigung, und daß die Warnung das Buch zu lesen hinter der Einladung dazu (was die Herausgabe eines Buchs doch unzweifelhaft ist) nicht beachtet worden, wird auch wohl ohne Weiteres passiren. Wohl aber würde den Laien das ganze Gewicht der Verantwortung für angerichteten Unfug und Schaden treffen, der Schuld daran wäre, daß eine gefährliche, bei verschlossenen Thüren von Gelehrten vorgenommene Arbeit durch seinen unberufenen Fürwitz ins Publikum gebracht und dadurch die Gewissen verwirrt und die Köpfe verrückt würden.

Dieses Bedenkens glaubt der Verfasser jetzt gänzlich überhoben zu sein. Hätten alle Nichttheologen und Ungelehrte dies Interdikt respektirt und wären außer dem Bereich geblieben, so würden diese Bemerkungen nicht gedruckt worden sein, nachdem das Straußische Werk aber viel Effekt, auch außerhalb der eigentlich gelehrten Welt, gemacht hat, so wäre es eine Thorheit, wenn die Laien immer noch sich ängstlich scheuen wollten, auch untereinander darüber zu reden. Dies ist der Grund, weshalb diese Betrachtungen so lange hinter dem Werk herkommen, geschrieben waren sie schon lange. Den ganzen Bulk des Buchs zu kommentiren und alles wieder zurechtsetzen zu wollen, was die Kritik umgeworfen hat — darauf gehn diese Blätter nicht aus, sie überlassen vielmehr den Theologen alles, was ihre Sache ist, und beschränken sich darauf, den Standpunkt des Kritikers, sein Verfahren, und das Resultat seiner Lehre zu betrachten; um über diese drei Hauptstücke, welche die Eintheilung begründen, sich ein vernünftiges Urtheil zu bilden, bedarf es keiner besonderen Wissenschaftlichkeit, sondern nur einer

gewissen Freiheit des Geistes von gewissen Fesseln spekulativer Dressur, und einiger Festigkeit in Dingen, die am Ende doch unendlich mehr bedeuten, als alle Bücher, die wir darüber schreiben, wir mögen nun viel oder wenig in dieser Welt gelernt haben. —

Wie der Verfasser heißt, kann um so gleichgültiger sein, da individuelle Beziehungen in dieser Angelegenheit sehr wenig wiegen; wenn ein guter Gedanke in dem Büchlein ist, so mache ihn der Leser zu seinem eigenen, ohne nach dem Autor zu fragen; und wer keinen darin findet, weshalb sollte der nach ihm fragen? —



Überblick des Inhalts.



Erster Abschnitt.

Standpunkt der Kritik.

Um über den Anfangspunkt eines Werks einen klaren Blick zu haben, muß man vom Ende herkommen; diese Regel, welche Jean Paul Richter in seiner Vorschule der Ästhetik für poetische Werke aufstellt, gilt noch mehr für unpoetische, sie hat für jede Beurtheilung ihren Werth, auch die Mathematik läßt sich nicht auf Beurtheilung einer Linie ein, deren Richtung sie nicht übersieht.

Der Titel des Buchs, „das Leben Jesu kritisch bearbeitet," könnte zu der Vermuthung verleiten, als sei es nur auf Rektifikationen von Einzelnheiten abgesehen; dies würde eine durchaus irrige Meinung sein, das Werk handelt von einer Radikal-Reform der christlichen Religion; diese Bemerkung muß jeder Beurtheilung vorangestellt werden, denn man muß immer vor allem wissen, wovon eigentlich die Rede ist.

Der Verfasser der kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu bezeichnet als das Charakteristische seines

Standpunkts die Freiheit von dogmatischen Voraus-setzungen *), er läßt es sich gefallen, daß Christen seine Voraussetzungslosigkeit unchristlich finden, er findet ihre gläubigen Voraussetzungen unwissenschaftlich. Gegen diesen Satz würde insofern nichts einzuwenden sein, als damit gesagt sein soll: die wissenschaftliche Prüfung fordere, als erste Bedingung ihrer Möglichkeit, Freiheit der Forschung; wenn jeder Zweifel verwehrt ist, so ist an eine auf dem Wege der Wissenschaft zu erreichende Gewißheit nicht zu denken. So steht aber die Sache, um die es sich hier handelt, keineswegs; es ist nicht die Rede davon, daß jeder Zweifel und jede vom Zweifel ausgehende Forschung und Prüfung abgeschnitten werden sollte, gestehen wir vielmehr dem forschenden, prüfenden, suchenden Geist die unbeschränkteste Freiheit zu, alle ihm etwa vorschwebenden Voraussetzungen bei Seite zu schieben und von jedwedem beliebigen Punkt aus seinen Weg anzutreten (etwa das bekannte dubito, ergo cogito zum Grundstein seiner Betrachtung zu legen), so folgt daraus schlechterdings nicht, daß er keine Voraussetzungen habe. Mit dem Einräumen der Freiheit für die Forschung sind wir keineswegs gemeint, uns die Anerkennung mit über den Kopf wegnehmen zu lassen, daß der Kritiker frei sei von Voraussetzungen, wir würden damit etwas voraussetzen,

---

*) Vorrede S. VI.

was sich von Anfang bis zu Ende durch das ganze Buch als falsch erweist, denn es geht offenbar von der Voraussetzung aus:

daß die Evangelien etwas ganz anderes sind, als wofür sie bis jetzt gehalten worden.

Wir müssen es mit diesem Wort, Voraussetzung, etwas genauer nehmen, um zu vermeiden, daß nicht durch einen unbestimmten Ausdruck die Begriffe verwickelt und verschoben werden; eine Defensiv-Maßregel, die dem gesunden Menschenverstande, einer gewandten Dialektik gegenüber, sehr zu empfehlen ist, um — sich nicht gleich von Hause aus nieder raisonniren zu lassen; um so mehr, wenn diese, wie hier der Fall zu sein scheint, es nicht sehr genau mit einer für den Standpunkt entscheidenden Antithese nimmt. —

Der Begriff Voraussetzung schließt ein Element der willkührlichen Behandlung eines Gegenstandes in sich ein, wodurch die Basis der aufzustellenden Gedankenweise entweder von oben herab als gegeben angenommen, oder auch von dem Denkenden selbst festgestellt oder begränzt werden kann.

In den Resultaten kann demnach die freie Überzeugung (oder der Glaube) als eine Voraussetzung angesehen werden, für die Prozedur der Forschung und Prüfung — wovon hier die Rede ist — bleibt ein durchaus charakteristischer Unterschied zwischen dem, was als über allen Zweifel erhaben

anerkannt wird (womit also keine weitere Prüfung nöthig ist), und dem, was bloß in dem Sinn vorausgesetzt wird, daß die Untersuchung gehörigen Orts darauf zurückkommen muß.

Die Mathematik, die überall auf strenge Korrektheit halten kann und muß, darf einen bereits bewiesenen Satz als bekannt voraussetzen, sie kann aber auch, um zur richtigen Lösung einer Aufgabe zu gelangen, eine falsche Voraussetzung vornehmen und durch Beleuchtung der daraus entspringenden falschen Folgerungen die richtigen Argumente nachweisen.

Das Durcheinanderwerfen der Begriffe von „gläubigen" und von „unwissenschaftlichen" Voraussetzungen mag im gewöhnlichen Sprachgebrauch wohl vorkommen; von einem Philosophen aber kann billiger Weise gefordert werden, daß er seine Antithesen, vollends wenn sie so folgereich sind wie diese, richtiger fasse, wenn er nicht die Ansichten verwirren will, statt sie aufzuklären; wie ein Rechtsgelehrter ein rechtskräftiges Urtheil nicht mit dem verwechseln darf, was wir andern wohl auch ein Urtheil zu nennen pflegen, worunter die meisten eben nicht viel mehr verstehen, als was ihnen gerade über irgend einen Gegenstand einfällt, wie er ihnen vorkommt, und was sie vorläufig davon halten, ohne daran zu denken, daß damit die Sache definitiv abgemacht sein sollte.

Diese Vermengung und Verwirrung der Begriffe

von Glaube und Wissenschaft, die hier nur in der Antithese eines Resultats gegen die Prozedur herausblickt, hängt mit dem Grundirrthum des ganzen Werks zusammen, worauf wir ausführlicher zurückkommen werden.

Eine absolute Voraussetzungslosigkeit, wenn sich ein Mensch dieser negativen Gabe rühmen könnte, würde keineswegs völlige Freiheit des Geistes, sondern dessen gänzliche Leere von aller Idee beweisen.

Die menschliche Vernunft, die auf's Vernehmen ihrer Natur nach gerichtet ist, kann sich gewisser Voraussetzungen nicht entschlagen, ihr Sehnen und Verlangen, ihr erstes Aufmerken und Denken, das geistige Athmen der menschlichen Seele, setzt etwas außer und über ihr voraus, wie jeder Blick des Auges das Licht voraussetzt, ohne welches weder Brille noch Laterne zum Sehen helfen können.

Neben der Fähigkeit, höhere Wahrheit zu vernehmen als die, welche durch sinnliche Wahrnehmung verstanden werden kann (die Fähigkeit, die den vernünftigen Menschen von dem unvernünftigen, aber keineswegs von allem Verstand entblößten Thier unterscheidet), liegt in der menschlichen Natur, von ihrer ersten Entwickelung an, eine mehr oder minder böswillige Abneigung gegen diese höhere, ihr häufig sehr unbequeme und mit ihren irdischen Neigungen kollidirende Wahrheit. Eine große Anzahl von Menschen sucht sich damit zu helfen, daß sie sich gar

nicht, oder nur so wenig wie möglich, um jene höhere Sphäre bekümmern, sie verschließen das geistige Auge und Ohr — mit denen haben wir hier nichts zu thun. Andere schlagen einen scheinbar entgegengesetzten Weg ein, sie nehmen an:

was ich nicht mit aller Bequemlichkeit begreife, das existirt nicht, hat nie existirt, wird, kann und soll nicht existiren.

Natürlich wird ein wohlerzogener Philosoph, wenn er seine Ansicht als Lehrer seinen Schülern vorträgt, seine Sätze nicht in so brutaler Form vorbringen, aber wenn der innerste Kern des vorausgesetzten Gedankens, ohne allen Wortschmuck und Aufputz zum Vorschein kommt, so sieht er doch ungefähr eben so aus, wie der des aufrichtigen Unweisen, der überhaupt von nichts hören will, was nicht in seinen Kram paßt. Ob dieser Kram einen etwas weitern oder engern Bereich hat, begründet keinen wesentlichen Unterschied.

Von diesem Grundsatz:

daß nichts, was wir Übernatürliches zu nennen gewohnt sind, als wahr gelten könne,

geht die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu aus.

Wie mit diesem Grundsatz das Christenthum oder überhaupt irgend eine Religion bestehen kann, ist nicht einzusehen, wenn man unter Religion eine Lehre versteht, die sich an eine höhere, der äußeren Wahrnehmung nicht zugängliche Welt anknüpft. Nehmen

wir diesen Grundsatz als richtig an, so wird nicht viel gegen eine Bearbeitung der Evangelien einzuwenden sein, welche demonstrirt: daß in diesen Büchern viel Verwunderliches, aber eben deshalb sehr wenig Wahres enthalten sei; es würde sich aber kaum der Mühe verlohnt haben, den Bekennern dieser Lehre einen so ausführlichen Vortrag über ein Thema zu halten, das ihnen weder neu ist, noch besonders interessant sein kann, da sie damit nur erfahren, was sie längst zu wissen meinten. Dies ist auch ohne Zweifel die Absicht nicht gewesen. Das Werk soll ja eine neue Betrachtungsweise an die Stelle der alten setzen und zeigt auf jeder Seite, daß der gelehrte Verfasser es wohl der Mühe werth gefunden hat, sich mit dem Evangelium zu beschäftigen; wie ist es denn nun möglich gewesen, daß ein so gründliches Studium hat durchgeführt werden können, ohne zu der einfachen Entdeckung zu gelangen, daß es von einer durchaus unhaltbaren Voraussetzung ausgieng, während es sich der Freiheit von gläubigen Voraussetzungen rühmte! nämlich von einer entschieden ungläubigen? —

Jedem, der sich mit Rechnungen beschäftigt hat, ist es gewiß (vielleicht auch bei seinen eigenen Studien) einmal begegnet, daß nach langer mühsamer Arbeit ein Resultat zum Vorschein kommt, das man als unrichtig erkennt, noch ehe man einsieht, wo der Fehler steckt. Es muß irgendwo ein

Irrthum eingeschlichen sein (was leider auch einem Meister begegnen kann), es ist irgendwo ein Plus statt eines Minus gesetzt, die Faktoren sind verwechselt, die Proportionen verkehrt genommen worden; kommt nun ein solches Versehen gleich beim Beginn der Operation vor, so ist's durchaus kein Wunder, daß die ganze Arbeit als mißrathen bei Seite gelegt werden muß, so gut der Rechner seine Arithmetik verstehen mag.

Wenden wir dies Gleichniß auf das Straus'sche Werk an, so scheint der Grund- und Radikalirrthum darin zu bestehen: daß der Begriff Glaube ganz unrichtig genommen und das Verhältniß von Glauben, Wissenschaft, Zweifel und Kritik durchaus mißdeutet worden ist. Der geneigte „aufgeklärte" Leser besorge nicht, daß von ihm gefordert werden solle, allen Glauben ohne Weiteres über alles Wissen zu stellen, und daß alle Forschung, Spekulation und Kritik mit einem Anathema zurückgewiesen, daß die Gedanken mit Fesseln belastet werden sollen; wir berufen uns vielmehr auf das unveräußerliche Menschenrecht, uns von keiner privilegirten Philosophie, für die Zeit, während welcher ihr Privilegium läuft, ein Zwangs- und Bannrecht aufbürden zu lassen, was von dem jeweiligen Inhaber mißbraucht werden könnte, uns statt ewiger Wahrheit ein eben erst fertig gewordenes oder noch gar nicht fertiges Lehrgebäude zu verabreichen.

Die Vorstellung, daß das, was wir Glauben nennen, nichts anderes sei als ein unsicheres, ungewisses, halbes Wissen, das durch die Kritik erst entweder zum Wissen erhoben oder als irriger Wahn weggeworfen wird, diese Vorstellung verrückt den Standpunkt gänzlich, und wenn wir dem vorliegenden Werk auch nicht von vorn herein den Vorwurf machen wollten, daß es auf diese Weise nicht allein den christlichen, sondern allen Glauben abzuschneiden strebt, so ist wenigstens nicht zu verkennen, daß der Satz in der Schlußabhandlung (die dogmatische Bedeutung des Lebens Jesu II. Thl. S. 687):

„Wenn gleich nicht entwickelt, so ist doch, an sich „in jedem Glauben, der noch nicht Wissen „ist, der Zweifel mitgesetzt, der gläubigste Christ „hat doch die Kritik als verborgenen Rest des „Unglaubens, oder besser als negativen „Keim des Wissens, in sich, und nur aus „dessen beständiger Niederhaltung geht ihm der „Glaube hervor, der also auch in ihm wesentlich „ein wieder hergestellter ist."

jene Vorstellung ganz unberichtigt läßt. —

Eine ungewisse, halbe, zwischen Wissen und Nichtwissen schwankende Meinung ist ja nicht Glaube, sondern Zweifel; welche beiden Begriffe, insbesondere in Bezug auf religiöse Ideen, keineswegs ineinander verschmolzen, sondern einander entgegengesetzt, gedacht werden müssen, wenn wir nicht in

eine Vorstellung gerathen wollen, deren Ungereimtheit in die Augen fällt:

daß zwei Dinge einander gänzlich ungleich und entgegengesetzt seien und doch beide zugleich ein drittes bilden sollen, das dem einen gleich wäre.

Dieser Vorstellung fehlt alle logische Präzision, sie ist durch und durch falsch, sie beruht auf einem Sprachfehler, auf einem Mangel der deutschen Sprache, wonach es für zulässig gilt, von irgend etwas (woran einem nicht viel gelegen ist) zu sagen: ich glaube es wohl, bin aber nicht genau davon unterrichtet, wonach man sich dann gewöhnt, auch das Substantiv Glauben mit Meinung und unvorgreiflichem Dafürhalten zu verwechseln, was mit dem christlichen Glauben, von dem hier die Rede ist, nichts gemein hat, als den Laut und die Lettern.

Es ist übel, daß die sinnige deutsche Sprache in ihrer ehrlichen Treuherzigkeit sich nicht besser vorgesehen hat, ein so verderbliches Mißverständniß zu verhüten.

Man darf einen Satz, in dem der Glaube mit einer ungewissen Vermuthung verwechselt wird, nur in eine andere Sprache übersetzen, wo die Worte nicht verwechselt werden können, um das Widersinnige zu erkennen.

Das lateinische „fides", dem die romanischen Sprachen gefolgt sind, schließt, indem es die Treue einschließt, alle Schmuggelei schwankender Meinungen

aus, die englische Sprache hat in ihrer Eklektik wohlweislich „faith" für den religiösen Glauben beibehalten, neben dem willkührlichen flatternden „believe", der frivolste Franzose würde eine Definition, die ihn lehren wollte, „la foi" sei eine Meinung wie irgend eine andere, vielleicht als einen Scherz, un bon-mot, tant soit peu, trivial, passiren lassen, im Ernst von einem Philosophen vorgebracht, würde er nicht umhin können, zu erklären: qu'il y a de l'absurdité.

Wir Deutschen haben übrigens trotz dieses Sprachfehlers, wodurch eine Vermengung der Begriffe möglich wird, das Bewußtsein der Verschiedenheit der mit demselben Wort bezeichneten Ideen keineswegs verloren; man versuche zur Probe von jemanden zu erzählen: er habe schöne wissenschaftliche Kenntnisse von der göttlichen Vorsehung und dem ewigen Leben, im Glauben an fremde Sprachen habe er es aber nie weit gebracht, weder mit den alten noch mit den lebenden — und es wird sich finden, daß das Volk wohl weiß, daß der Glaube etwas anderes ist, als ein unvollkommenes Wissen.

Was ist dann nun eigentlich der Glaube?

Das Straus'sche Werk giebt uns keine bestimmte Antwort darauf. Die heilige Schrift giebt uns eine Definition, mit der wir uns vorläufig behelfen können. „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen das man hoffet, eine Überzeugung von Dingen die man

nicht siehet; durch den haben die Alten Zeugniß überkommen. Durch den Glauben merken wir, daß die Welten durch Gottes Wort zugerichtet sind, also daß aus Nichterscheinendem das Sichtbare geworden" (Brief an die Hebräer Kap. 11. V. 1 — 3. nach der Meyerschen Übersetzung).

Demnach scheint der Unterschied zwischen religiösem Glauben und Wissenschaft, eines Theils in dem Gegenstand, anderen Theils in der Auffassung zu liegen, keineswegs aber in einer Gradation von Wissen, in einem Wissen von dem Wissen oder dergleichen. (Vielmehr könnte man sagen, wenn man's einmal nicht lassen kann, Worte berühmter Philosophen zu gebrauchen, beide sind vi causae et naturae suae verschieden). Freilich ist die Wahrheit beider Ziel und Fundament; zur absoluten ewigen Wahrheit wendet sich der Glaube, er hebt damit an, daß er ein menschlicher Kraft unerreichbares Problem anerkennt, die Hoffnung, auf die er sich stützt, reicht weiter als sein dermaliger Besitz, sonst wäre sie ja keine Hoffnung; mit der relativen, auf bestimmte Richtungen angewiesenen, in ihrer Vollendung unbegränzten, in ihrer Bearbeitung in bestimmte Schranken und Fächer abgetheilten Wahrheit, beschäftigt sich die Wissenschaft; diese Einschränkung ist keine Beschränkung ihrer Thätigkeit, es ist vielmehr ihre mächtigste Hülfe, denn darin liegt die Macht der Ordnung. — In Gott ist keine Verwirrung,

der Mensch aber kann nicht zu gleicher Zeit an Alles denken, sondern immer nur an Eins nach dem Andern, deshalb muß seine Betrachtung das trennen, was in der Wirklichkeit eins und dasselbe ist.

Wollte der Mensch beim Beginne seines Strebens nach Wahrheit im Voraus die Ideen in denkbare (begreifliche) und undenkbare (unbegreifliche) klassifiziren, wie wir es so oft hören müssen von ungläubigen und eben so unwissenden Dilettanten im Denken, die alles was über ihre Vernunft und über ihre Dispositionen hinauszureichen scheint, als nicht vorhanden bei Seite werfen, so fehlt ihm offenbar nicht bloß der Anhaltspunkt für den Glauben, sondern auch der für die Wissenschaft, wenigstens kann er sich auf's allergewisseste darauf verlassen, daß er es nicht weiter bringen wird, so lange er an dem Prinzip festhält, was ich nicht begreife, existirt nicht.

Die umgekehrte, eben so irrige Voraussetzung: ich begreife alles was existirt, es giebt kein Ding im Himmel und auf Erden, das meine Weisheit nicht verstände, enthält kein Korrektiv für jene negative, sie führt allerdings ein Stück Wegs weiter, läßt aber ihren Mann eben so stehen wie jene, ehe er zum Ziele gelangt, und sein Wahn, daß er am Markstein des Gedankens angelangt und nichts mehr vor und über ihm sei, ist nur quantitativ von dem eines Kindes von wenig reger Lernbegierde und vorwiegendem Hange zur Selbstständigkeit und Kritik ver-

schieden, welches confidentiel seine Gespielen versichert, die Lehrer in der Schule redeten dummes Zeug, wobei sich gar nichts Gescheutes denken ließe, er wolle nichts weiter davon hören.

Wir werden noch mehrfache Gelegenheit haben auf das himmelerschütternde Donnerwort der Kritik „es ist undenkbar und wider die Vernunft" zurückzukommen; suchen wir uns zuvörderst, ohne uns durch den Schrecken des Undenkbaren überwältigen zu lassen, begreiflich zu machen, wie der Mensch zum Glauben kommt.

Es giebt verschiedene Wege zum Glauben, wir beschränken uns hier auf den natürlichsten, wo wir am wenigsten auf ein Wunder der Erleuchtung zu rechnen haben, auf den, der durch das gewöhnliche Leben hindurchführt.

So wenig Mystizismus, Symbolik und Schwärmerei wir mitbringen, so wenig Hang wir haben mögen, räthselhafte Fragen aufzusuchen, so sorgsam wir vielmehr dem Unbegreiflichen aus dem Wege gehen mögen — es tritt uns dennoch unabweislich entgegen, wir brauchen nicht danach zu suchen, es kommt an uns heran, es findet sich in unserem eigenen Dasein.

Wie geht es zu, daß ich bin, was ich doch nicht ignoriren kann, ohne erst durch den Umweg dubito, ergo cogito, cogito, ergo sum, zu dieser Gewißheit zu gelangen? wie hängt es zusammen

daß ich nicht war, und geboren wurde und allmälich zum Bewußtsein erwachte, was ich zwar nur durch Sage und Tradition weiß, was aber doch nicht zu bezweifeln ist? und wie wird es sein, wann ich sterben werde, was höchst wahrscheinlich für mich und alle andern ist, so fatal es manchem sein mag, daran zu denken?

Daß man durch Grübeln und Spekuliren über diese dunkeln Punkte, über diese Mysterien des Daseins, sich das, was innerhalb der Schranken der Menschheit klar vor Augen liegt, verwirren, trüben und verderben kann, ohne über das Dunkele Licht zu gewinnen, das ist leicht zu begreifen, damit wird man aber die Frage nicht los, und das verkehrteste aller Mißverständnisse bleibt es immer, das Aufklärung und Licht zu nennen, was die Möglichkeit abschneidet, einen Lichtstrahl aus den höheren Sphären für das Dunkle unser jetzigen Existenz zu erhalten.

Kein vernünftiger Mensch hat sich (trotz alles Ichidealismus) jemals ernstlich eingebildet, er habe sich und die Welt selbst geschaffen, so viele sich auch ihr Wissen selbst geschaffen zu haben rühmen mögen. Viele mögen die Meinung gehegt haben, die Welt sei gar nicht erschaffen worden, sie existire von Ewigkeit her und regiere sich selbst, — damit werden sie wohl gewisse religiöse Voraussetzungen los — aber die Frage, wie das zugehe? bleibt doch ein Problem, das sich nicht pure demonstriren läßt, auch diese

Leute müssen sich zu einer Art von Glauben bequemen oder allem Denken über Dinge, die auf solche Fragen führen, sammt allem sich daran knüpfenden Wissen, Kritik und Zweifel entschlagen, was zu der trostreichen Ansicht führt, die einer der berühmten Verfechter der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts mit dem anmuthigen Bekenntniß ausdrückte: entre mon chien et moi, il n'y a d'autre différence que le costume.

Wenn statt dessen der Mensch die alte Überlieferung vorzieht: er sei zum Bilde Gottes geschaffen, so ist's gewiß nicht wider die Vernunft, sondern unstreitig ganz vernünftig, daß er sich das Wesen, das ihn zu seinem Bilde geschaffen, über sich erhaben denkt, es würde aber wider die Vernunft sein, wenn er neben dieser Vorstellung an der Forderung festhielte, dies Wesen, das er über sich anerkennt, wie einen Gegenstand seiner Kritik zu behandeln, und damit fertig zu werden, wie mit einem Ding, das er von allen Seiten besehen, auf alle Weise untersuchen und nach Belieben handhaben kann.

Unmittelbar und unzertrennlich knüpft sich an diesen ersten Gedanken von der Existenz eines höheren Wesens, eines Schöpfers, vor welchem die Prätension des Übersehens zum Gefühle der Unterwerfung sich umwandelt, eine unwillkührlich angeregte, unabweisliche Stimme im Innern an, welche, indem sie zwischen Gutem und Bösem, zwischen erlaubtem

und verbotenen einen Unterschied macht, auf ein Gesetz hinweist, das sich der Mensch nicht selbst gegeben, das seinen Neigungen und Gedanken häufig widerspricht und das er doch nie los wird, wie er ihm auch zu entgehen suche. Die Gränzen zwischen dem, was sich der eine oder der andere erlaubt, die Weise, wie er sich mit der Stimme in seinem Innern abzufinden sucht, und wie weit es ihm gelingt, mögen unendlich verschieden sein, irgendwo sind sie nichts destoweniger unläugbar und evident vorhanden; für jeden, den verhärtesten, ruchlosesten, verworfensten nicht ausgenommen, giebt es irgend etwas, das er für verwerflich anerkennt. Nicht die Richtigkeit der einzelnen Entscheidungen sind das Gewisse, sondern die trotz aller Wandelbarkeit im Einzelnen doch nie gänzlich erlöschende Wirksamkeit ist es, was gewiß und unfehlbar in der geheimen Regung ist, die wir das Gewissen nennen, und welche einen wesentlichen Bestandtheil (wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck auf solche Betrachtung anzuwenden) der menschlichen Vernunft bildet. Ein Thier weiß auch, wenn es gefehlt hat, sobald es versteht, was von ihm gefordert wird, aber es erlangt dies Gefühl auf andere Weise, für welche der Mensch zwar auch empfänglich ist, deren er aber doch nicht absolut bedarf, um zum Bewußtsein eines Fehltritts zu gelangen.

Wir gehen hier nicht weiter in die Untersuchung ein, ob und inwiefern aus der Existenz des Gewis-

sens im Menschen ein Beweis für das Dasein Gottes und zwar eines heiligen Gottes entnommen werden kann, oder ob das Gewissen eine Erinnerung an Gott genannt werden darf; wir lassen es auf sich beruhen, welcher Gedanke dem anderen vorangeht, der an den Schöpfer, oder der an den Regierer, Richter und Gesetzgeber; von welchem Punkt ausgegangen werden mag, bleibt es immer gleich einleuchtend, daß, sobald der Mensch an Gott denkt, er sich auch des Gedankens nicht erwehren kann, in welchem Verhältniß er zu Gott steht? welche Reflexion nothwendig darauf führt, ob und wie sich die menschlichen Verhältnisse, die Dinge, die er sieht, an jene anknüpfen, die er nicht sieht, deren Existenz er aber doch nicht läugnen noch ignoriren kann, da sich die Vernunft dagegen sträubt, Wirkungen zu betrachten, ohne an deren Ursache zu denken; als eigentliche Ursache, als letzten Grund aber immer auf etwas stößt, was über ihrem dermaligen Bereich steht.

Nehmen wir die Reflexion, wie sie in der menschlichen Seele erwacht, ohne Voraussetzung in ihrer doppelten Richtung nach Innen und nach Außen gerichtet, oder von Innen und von Oben entsprungen, so finden wir alsbald ein vorhandenes, wenn auch unklares Bewußtsein: daß es etwas Heiliges außer und über dem Menschen, und etwas Unheiliges in ihm giebt. Die Dialektik mag gegen diese Betrachtung den Protest einwerfen, man dürfe sie

nicht in's Gewissen schieben, dadurch gehe die Freiheit der Diskussion verloren; so ist es indessen nicht gemeint, man kann sehr gut bona fide auch über das Heiligste diskutiren, wenn nicht gerade immer auf offenem Markte, doch in der eigenen Seele; der Dialektik zu Liebe kann man aber nicht von dem abstrahiren, was wesentlich zur Sache gehört, und das Abstrahiren von der inneren Offenbarung durch das Wort Gottes im Gewissen, das kein Mensch wegläugnen kann, ist nichts anderes als ein Kunstgriff gegen die Offenbarung überhaupt; deshalb streben alle Gegner der Offenbarung danach, sich die Sache aus dem Gewissen zu schieben, unter dem Vorwande, man solle sie ihnen nicht hineinschieben, da sie da nicht hingehöre. Sie ist darin, sie hängt unzertrennlich damit zusammen, man setze sie wie man wolle. Der Mensch wird das Bedenken nicht los, wie er in seiner Unheiligkeit mit einem heiligen Gott steht, und darin liegt der Grund aller Religion, alles Gottesdienstes, wie man promiscue die hehre Andacht mit dem verkehrten Aberglauben, den höchsten Aufschwung des Geistes mit geistlosen Ceremonien in einem sehr umfassenden unbestimmten Ausdruck zu bezeichnen pflegt.

Der Mensch ist von Natur nicht gleichgültig gegen Gott, die Gleichgültigkeit ist eine Frucht, die erst allmälig im Klima dieser Welt wächst und reift, und die sich, wie unzählige Beispiele täglich zeigen, nicht

hält, sobald sich die gewohnte Temperatur ändert. Diese Frucht, um bei dem Gleichniß zu bleiben, erwächst entweder in der Atmosphäre der Zerstreuungen und Beschäftigungen des gemeinen Lebens, oder sie wird künstlich in einem Treibhaus gezogen, in welchem der Gärtner die Gedanken unter der kritischen Scheere halten muß; in der Natur ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, nicht aber dafür, daß die Zweige die Glasfenster nicht verderben. Draußen in freier Luft, im gewöhnlichen Leben, reicht die unbekümmerte Gleichgültigkeit in der ordinairen Temperatur der guten Jahreszeit aus, und wenn es immer so bliebe, und Bestand hätte, so könnte man sich in der intellektuellen Welt in eine behagliche Beschränkung einrichten und sich vortrefflich dabei befinden, wie man es ja oft findet, daß die Leute die glücklichsten sind, die sich wenig darum bekümmern, was jenseit der blauen Berge, oder der Wogen des Ozeans, die ihren Horizont umfassen, in der übrigen Welt vorgeht. Aber der Gedanke, daß es nicht immer so bleibt, ist nicht auszuschließen aus dem Gehege der Gegenwart, nur das halb bewußtlose Kind lebt ganz in der Gegenwart; mit der Entwickelung des Bewußtseins, und dem ersten Anfänger des Nachdenkens tritt die Zukunft vor die Seele, an die ein jeder glaubt (wenn auch nur für morgen und ohne daß er weiß was sie bringen wird), und im Hin-

tergrunde dieser Reflexion dämmert das Räthsel des Todes und wirft seine Schatten mitten in die sonnigen Szenen des Lebens. Gelänge es aber auch, durch eine geschickt angeordnete Beleuchtung jeden solchen Schatten zu vermeiden (was dem armen Peter Schlemihl so viel Sorge machte, als er sich seines Schattens durch eine nicht besonders bewährte Spekulation entäußert hatte); so führt jede Betrachtung der Vergangenheit, jede Erinnerung aus einer Zeit, die nicht mehr unverändert fortbesteht, auf den Gedanken des Vergehens, — und wir finden uns abermals in dem ominösen Schatten. Die Erinnerung an die Vergangenheit, die sich anfänglich auf einige nur für die Person bedeutsame Punkte beschränkt, bildet sich allmälig zu Gedanken an die Vorzeit der Menschheit aus, eine Lösung des Räthsels der eigenen persönlichen Existenz giebt das bloße Studium der Weltgeschichte nicht, wenn einer auch alles wüßte, was geschehen ist, so würde er deshalb noch nicht wissen, wie die ganze Geschichte angefangen habe, noch wie sie endigen werde? und das ist es doch eigentlich, worauf es für das Ganze und für die Person wesentlich ankommt.

Findet der Mensch nun eine aus uralter Vorzeit überlieferte Schrift, die damit anhebt, ihn über die erste Geschichte der Welt, über das Verhältniß der Menschheit zu Gott, über ewige göttliche und über irdische menschliche Dinge zu belehren, wie

sollte er dann vernünftigerweise darauf kommen, sie a priori zu verwerfen? Und wenn er das alte Buch seiner ernstesten Aufmerksamkeit werth findet, wenn er findet, daß trotz manchem, was ihm dunkel bleiben mag, eine Fülle von Licht sich ihm daraus ergießt, die er wohl begreift, sobald er nur aufmerken will; wenn die Erzählungen, die er findet, mit seinen eigenen Erinnerungen, wenn unzählige Züge der erzählten Thatsachen mit seinen eigenen Erlebnissen wunderbar übereinstimmen, wenn die Vorschriften und Ermahnungen, die ihm gegeben worden, mit der Stimme seines Gewissens einen harmonischen Akkord bilden, wenn die Weissagungen seinen Hoffnungen entgegen kommen, wenn er die Verkündigung dessen vernimmt, wonach seine Vernunft in seinen besten Momenten sich sehnt — wo bleibt dann da der vernünftige Grund, sich davon abzuwenden?

Und wenn er sich nicht durch irgend einen Windstoß abwendig machen läßt, wenn er mit freiem Geist, ungeknechtet von der Disziplin einer Schule, sich mit dem alten Buche beschäftigt, das, was ihm dunkel geblieben, an seinen Ort gestellt läßt, das, was ihm Licht ist, aber in sich aufgenommen hat, wenn ihn der freie unverblendete Blick in sein Inneres überzeugt hat, daß er unheilig, schwach und einer Hülfe bedürftig sei, um vor dem heiligen Gott bestehen zu können, wenn ihm dann im Evangelium diese Hülfe geboten, der Weg gewiesen wird, der

zum Heil führt — sollte es dann vernünftig sein, dem Licht die Augen zu verschließen, nicht zu glauben, sondern nach Zweifeln herum zu tappen, weil Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken sind, weil seine Worte nicht in unserer Mundart gesprochen sind, weil seine Wege nicht an unserem Fenster, an dem wir eben sitzen, vorübergehen, oder nicht die Richtung innehalten, die unsere Techniker ihnen mit Stangen und Flaggen (oder mit Strohwischen) vorgezeichnet und abgesteckt haben, nachdem sie behaupten, das Terrain sorgfältig nivellirt und vermessen, die Kosten berechnet und einen vortrefflichen Plan ausgearbeitet zu haben?

Der Glaube, die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht, ohne welchen keine Religion möglich und kein Gott denkbar ist, den der Mensch nicht bloß als einen Begriff setzen, sondern den er verehren und lieben will, dieser Glaube muß nothwendig das Wesen der Wahrheit von der Form der Darstellung und Auffassung unterscheiden, er muß diese Distinktion insbesondere in der Beziehung festhalten, daß die Wahrheit nicht vom Menschen gemacht wird, daß nichts dadurch wahr wird, daß es ein Mensch sich einbildet, und daß das Wahre wahr bleibt, wenn es auch keiner einsähe und niemand auf Erden mehr daran glaubte, daß die Aufgabe des Menschen folglich darin besteht, die Wahrheit zu finden, nicht aber, sie zu machen.

Dieser Satz mag vielen Philosophen als eine arge Ketzerei erscheinen, wir werden in Bezug auf die geschichtlichen Thatsachen diese Lästerung gegen die menschliche Unfehlbarkeit noch näher zu betrachten haben, hier bleiben wir zunächst bei der Auffassungsweise der Evangelien stehen.

Wer jemals mit einigem Sinn und Verständniß ausgerüstet, die vier Bücher, die wir Evangelien nennen, durchblättert, nur von jedem das erste Kapitel mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, der hat unzweifelhaft wahrgenommen, daß in diesen Büchern etwas anderes ist, als bloße Erzählung von Begebenheiten, daß sowohl Thatsachen als Lehren (Wahrheiten, deren Gegenstand nicht bloß ein bestimmtes Faktum ist) darin enthalten sind.

Jedem aufmerksamen, unbefangenen Leser wird aus dem Inhalt dieser Bücher ein auffallender charakteristischer Unterschied gegen alle anderen seitdem geschriebenen bemerklich werden; und er wird sich davon immer mehr durch die verschiedenen Eindrücke überzeugen, die sie auf die verschiedenen Leser machen, deren jeder — vorausgesetzt, daß er überhaupt etwas finden will — gerade das findet, was er bedarf.

Ein kindliches Gemüth findet einfache und doch erschöpfende Sittenlehren, der Fromme Erbauung, der Verzweifelnde Trost, der Hochmüthige manche erschütternde Mahnung und Warnung, der tief-

sinnige Denker reichen Stoff für seine Studien, der Geniale Funken und Blitze, die ihm seinen Horizont glänzend beleuchten, der Rationalist kauet und widerkauet unermüdlich an dieser harten Speise, der Kritiker schmiedet, brennt, feilt, destillirt und laborirt an dem Stoffe, und findet — wenigstens eine interessante Beschäftigung darin.

Möchte es doch probirt werden, irgend ein anderes Buch solch vielseitigen Experimenten zu unterwerfen, jeder Versuch der Art würde auf ein gewisses Etwas hinweisen, was sich in den Evangelien, aber in keinem anderen Buch findet. Diesen Beweis gegen die Ächtheit ist man uns bis jetzt noch schuldig geblieben *).

Der Glaube an eine göttliche Offenbarung, an eine Wahrheit, von deren Existenz wir überzeugt sind, ohne sie vollständig übersehen zu können, und ohne uns einzubilden, daß wir sie gemacht haben und daß sie ohne unsere Bemühungen gar nicht existiren würde, dieser Glaube ist offenbar etwas ganz anderes, als die sogenannte Rechtgläubigkeit, die mit einem korrekten Bekenntniß fertig zu sein meint. Diese s. g. Rechtgläubigkeit hat viel mehr mit der

---

*) Eine alte abergläubige, doch keineswegs sinnlose Regel sagt, wenn du vom Teufel geplagt wirst, und er dir Anerbietungen macht, so fordere von ihm, er solle einen grünen Baum wachsen lassen, das kann er nicht, er geht erbost von dannen.

philosophischen Dressur gemein, als mit dem lebendigen Glauben, beide halten sich für die rechtmäßig privilegirten Besitzer der ganzen Wahrheit, ob die einen nun diejenigen, die nicht denselben Besitztitel nachweisen können, als Ketzer verdammen, oder menschenfreundlich sie nur als Dummköpfe verachten, das ist nur eine Variation auf dasselbe Thema, und für den Begriff eigentlich kaum der Rede werth.

Jener Glaube hingegen kann ohne eine fix und fertige Exegese sehr wohl bestehen, die Ansicht: daß ein und dieselbe Stelle der Evangelien verschiedene Auslegungen und sehr viele Anwendungen zulasse, kann einen Christen um so weniger irren und beunruhigen, je klarer er begreift, daß die absolute, ewige Wahrheit sehr vieler Interpretationen fähig ist, ohne durch mehrfache Auffassung an Richtigkeit nach einer Richtung hin zu verlieren. Ein Bild verlangt eine gewisse Beleuchtung, der lebendige Mensch behält seine Gestalt im Sonnenschein und im Schatten, er behält sie sogar im Finstern, wo ihn kein anderer sieht.

Ein und derselbe Punkt kann nicht bloß von verschiedenen Standpunkten betrachtet, anders aufgefaßt werden, ohne daß eine der verschiedenen Auffassungen deshalb falsch sein müßte (da unvollkommen oder unvollendet etwas ganz anders ist als falsch und verkehrt); es kann auch ein und derselbe Gegenstand dem Glauben und der Wissenschaft Beschäftigung gewähren. Damit ist ohne Weiteres dieser das Recht

eingeräumt, zu versuchen, den Gegenstand sich zu unterwerfen, seiner Herr zu werden, so weit sie vermag, sie mag ihn theilen, eine Seite nach der anderen untersuchen, alle Instrumente ansetzen, die irgend einen Erfolg versprechen, auch ein völlig mißlungener Versuch kann eine reiche Ausbeute geben, sie erwirbt dadurch eine klare Übersicht ihres Gebiets, ein richtiges Maß ihres Bereichs, und mit dem Besitz des Erworbenen erfährt sie dann auch etwas von der Existenz dessen, was jenseit ihres Wirkungskreises liegt. Wo ihre Sicherheit aufhört, bleibt ihr ein Maßstab für ihre Mängel, auf diese Weise gelangt die positivste aller Wissenschaften, die Mathematik, bei den Problemen, wo ihre Schärfe nicht ausreicht, wenigstens dazu, zu erfahren, daß ein nicht aufgehender Rest bleibt, oder: daß es an den Mitteln fehlt, das richtige Verfahren bis zum letzten Resultat durchzuführen.

Der Zweifel an sich ist deshalb keine Sünde, sondern nur ein Zeichen der Unvollkommenheit der Erkenntniß, ein Bewußtsein der Möglichkeit des Irrthums, denn der Vollkommene würde nie zweifeln, weder im Glauben noch im Wissen; das Läugnen alles dessen, was jenseit des Bereichs des Wissens liegt, ist nicht Zweifel, sondern die falscheste aller Voraussetzungen, die mit der Prätension, die Menschen denken zu lehren, die Gedanken gründlich zu der Vorstellung verkehrt hat: daß der Philosoph, in-

dem er ein System macht, die Wahrheit selbst machen könne und über seinen Begriff nichts zu begreifen übrig bliebe.

Sobald diese Voraussetzung aufrichtig und dehmüthig aufgegeben wird, (was manchem Philosophen freilich die Haut schaudern, das Haar sträuben und die Galle überlaufen macht, dem ist sie höchst wichtig für alle Prätensionen der Philosophie); so ist gegen den Weg, der zur Erkenntniß eingeschlagen wird, wenig mehr einzuwenden.

Es sind ja mancherlei Gaben, so sind auch mancherlei Wege, Mittel und Weisen, zur Überzeugung und zum Bewußtsein von dieser Überzeugung zu kommen, die sie vom Instinkt unterscheidet. Der eine geht den spekulativen, der andere den empirischen Weg, oder richtiger, er wählt ihn, denn in praxi sind die Wege nicht so scharf geschieden, wie sich die Theoretiker vorstellen, die Erfahrung, welche die Außenwelt darbietet, und die Ergebnisse der eigenen Gedanken, die Blicke nach Außen und nach Innen sind einander nicht immer entgegen gesetzt, sondern oft in eine Funktion verschmolzen, und wo sie das nicht sind, bleiben die Resultate oft dürftig oder mißrathen gänzlich. Es giebt sowohl historische Beweise, durch sichtbare Dinge für manche Wahrheiten, als es Wahrheiten giebt, die durch Experimente eben deshalb nicht vollständig bewiesen werden können, weil dem Menschen die Macht fehlt,

das erforderliche Experiment vollständig zu machen. Besteht der Forscher nun trotz solcher Unmöglichkeit auf seinem Experiment, so verdient er nicht den Ruhm der Gründlichkeit, sondern den Tadel der Oberflächlichkeit, indem er Dinge entscheiden will, wozu ihm die Vorkenntnisse fehlen; über irdische Dinge pflegt die Zurechtweisung in solchem Falle nicht auszubleiben, über göttliche ist das jetzige Zeitalter sehr tolerant, überdies ist aber auch der Beweis, aus dem mehrerwähnten Grunde, nicht so zur Hand.

Der Versuch, wie weit der empirische Weg führt, ist keineswegs unbedingt verboten, er darf nur nicht mit einem Frevel betreten werden, der logisch betrachtet auch eine falsche Voraussetzung ist, wie das erste Experiment lehrt, welches Eva unter Leitung eines scharfsinnigen Kritikers anstellte; die Voraussetzung „zu werden wie Gott" hat sich bis heute noch nicht bewähren wollen, so oft auch ein Mittel „den Menschen die Augen aufzuthun" von neuem erfunden und als untrüglich angepriesen worden ist.

Einst, wenn wir, wie es in der Schrift heißt, vom Tode zum Leben hindurchgedrungen sind, dann wird Glauben und Wissen im Schauen aufgehen, dann werden unsere Augen dem göttlichen Licht vollkommen aufgethan werden, bis dahin bleibt unser Glauben unvollkommen und unser Wissen Stückwerk, wir mögen uns noch so fromm und noch so weise dünken. Weil nun aber aller Glauben auf Erden

seine Vollendung nicht erreicht und der Schwachheit unterworfen bleibt, so ist es eben so unchristlich als unverständig, über alle Ungläubigen den Stab zu brechen. Der Unglaube hat unzählige Schattirungen von der stumpfen brutalen Gleichgültigkeit zur ruchlosen Feindschaft und von der beschränktesten Fähigkeit bis zur höchsten Erleuchtung, die einem Menschen überhaupt gegeben worden ist; das Charakteristische für den Standpunkt ist der Wille. Dem, der mit redlichem Willen sucht, wird durch seine Forschung wenigstens so viel klar werden, ob der Weg, den er eingeschlagen, der rechte ist, und wie weit er reicht. Auf dem einen wie auf dem anderen Wege werden dem Gläubigen, dem Glaubensfähigen und Willigen Beweise dargeboten, auf jedem findet der Unglaube ebenfalls Stützen, an die er sich zu halten sucht, indem er bald die innere Offenbarung bald die äußern Beweise verwirft, bald seine Voraussetzungen als die einzig existirende Norm anerkennt, bald die Thatsachen wegdemonstrirt, weil sie ihm unmöglich, unzweckmäßig, unnütz und mißfällig erscheinen.

Die verschiedenen ausgebildeten Lehrsysteme, welche im Gegensatz gegen das Christenthum ungläubige genannt werden, stellen diese Verschiedenheit anschaulich dar, wenn wir die Gründe, weshalb sie das Christenthum verwerfen, in einem flüchtigen Umriß betrachten.

Was zuvörderst die beiden Religionen anlangt, die mit uns an den Gott Abrahams glauben, ohne unseren Glauben an Christus anzunehmen, die Juden und die Muhamedaner, so wissen beide etwas vom Evangelium, sie verwerfen es jedoch aus verschiedenen, einander eines Theils äußerlich entgegengesetzten, andern Theils innerlich sehr ähnlichen Gründen.

Die Juden, welche an Moses und die Propheten glaubten, nahmen kein Ärgerniß an den Wundern, welche die Jünger Jesu von ihrem Meister verkündigten; der Rationalismus unserer Tage, der Alles natürlich erklären will, würde ihnen trotz allem, was man ihnen von fortgeschrittener Bildung erzählen könnte, seicht und abgeschmackt vorgekommen sein, sie wußten mit ihrer Schrift besser umzugehn, und verstanden sie zu gut, als daß sie über den Apfel des Paradieses pomologische Forschungen zur Hülfe genommen, oder bei der Erklärung der Stelle: „Gott machte den Menschen Röcke aus Fellen,“ weder einen Schneider noch Kürschner gebraucht, noch Rock und Fell weggezweifelt hätten; sie warteten eines durch Moses und die Propheten verheißenen Messias, aber der Erschienene war ihnen nicht der Rechte, ihre Augen waren von irdischen Rücksichten gehalten, sie hatten ein Reich dieser Welt im Sinne. Hätte Jesus, statt Kranke zu heilen, Todte zu erwecken und das Reich Gottes zu predigen, den kran-

ken politischen Zustand zu heilen, das todte Reich wieder zu beleben, und die römische Herrschaft zu stürzen unternommen, so würden sie, unter seinem Panier zu siegen, nicht verschmäht haben (vorausgesetzt, daß die Geschichte von Rom und Judäa nicht auch mythisch zu fassen sein möchte).

Sie kreuzigten Jesu, weil er sich für den Sohn Gottes und den erwarteten Messias ausgegeben hatte, ohne ihrer Erwartung zu entsprechen, vielmehr diesen ganz zuwider gewesen war, deshalb war er ihnen ein Ärgerniß.

Die Möglichkeit eines wunderthätigen Messias läugneten sie nicht, die gläubigen Juden warten seiner noch heute.

Diejenigen, welche „die in's Unglaubliche steigende Gewalt des Menschen über die Natur" an der Börse gefunden haben, und für die unwiderstehliche Macht der Idee, welcher noch so große Massen des Ideenlosen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermögen, einen transscendentalen Beweis in Eisenbahn-Aktien besitzen, diese würden den Heiland nicht gekreuzigt haben, ihm aber auch nicht nachgefolgt sein, sondern sich so wenig wie möglich in die ganze Angelegenheit gemischt haben; diesen ist das Wort vom Kreuz wie damals den Griechen weniger ein Ärgerniß als eine Thorheit, — eine Sache, bei der nichts herauskommt. Das Judenthum, wie es dem Christenthum gegenüber steht, wendet seine Haupt-Argu-

mente nicht gegen die Lehre, es läugnet die Möglichkeit des Faktums nicht, daß Gott einen Propheten sandte, sein Wort zu offenbaren, und das sündige Geschlecht vom Fluch, in den es sich gestürzt, zu erlösen, sein Haupteinwurf beruht darauf: daß es andere Thatsachen fordert als die geschehenen.

„Das so Geschehene soll nicht göttlich gewesen sein.“

Alle jüdischen Schmähungen gegen Jesus laufen darauf hinaus, daß er sich fälschlich für den verheißenen Messias ausgegeben habe, seine übermenschliche Macht bestreiten die frechsten Lästerungen nicht, wenn sie sie auch statt göttlichem, einem teuflischem Beistand zuschreiben.

Dem Stifter des Islam kann der Vorwurf nicht gemacht werden, daß er sich den Weg zum Glauben selbst versperrt, indem er das gemeine alltägliche Leben zum Maßstab seiner Ansichten von göttlichen und menschlichen Dingen genommen hatte. Muhamed glaubte an einen einigen heiligen Gott, und dieser Glaube, dieser Kern von Wahrheit, gab seiner Lehre, trotz allen Mängeln und verkehrten Zusätzen, eine ungeheuere Gewalt gegen das Heidenthum, gegen welches sie ursprünglich gerichtet war. Auf diesem Kern von Wahrheit beruht noch jetzt die Macht der Lehre, zu der sich ungezählte Volksstämme von den Ufern der Donau bis zu denen des Ganges und bis tief nach Afrika bekennen.

Muhamed wußte einiges Stückwerk vom alten und neuen Testament, von Ibrahim Musa Suleiman, Daud und Issa dem Sohne der Maria, „der unbefleckten Jungfrau, die Gott mit seinem Geiste angeblasen und sie mit ihrem Sohne zum Wunder aller Zeiten gemacht hat" *).

Der Verfasser des Koran läugnet keineswegs, daß Jesus von Gott gesendet worden sei, er knüpft vielmehr an die Verheißung an, daß nach Issa noch ein Prophet kommen solle. Muhamed hat auch das Leben Jesu kritisch bearbeitet und sich eine Christologie angefertigt, wie sie ihm recht war, wie seiner Ansicht nach das Göttliche geschehen sei, sie lautet ungefähr folgendermaßen: "Issa ist ein von Gott gesendeter Prophet, er ist durch ein Wunder von einer Jungfrau geboren, die Weissagungen des alten Testaments zeugen von ihm, er selbst hat einen Propheten verheißen, der nach ihm kommen sollte, dieser ist Muhamed, der Sohn Abdallahs, dem Gott den Koran eingegeben. Die Juden haben Jesus nicht geglaubt, sie haben ihn an die heidnischen Römer verkauft, sie wollten ihn tödten, aber er entwich aus ihren Händen, ward in den Himmel aufgehoben, und ein anderer statt seiner hingerichtet, den sie in ihrer Verblendung für ihn ansahen.

Die Juden sind der Religion Abrahams untreu

*) Koran, Sure XXI. die Propheten.

geworden, die Christen fälschen das Wort der Wahrheit, welches Jesus zu verkündigen gesendet war, und stellen die unschickliche Behauptung auf: Gott habe mit der Maria einen Sohn erzeugt.

Ein ungeheures Vorgeben! Kein Wunder wäre es, wenn Himmel und Erde über solche Behauptung zerrissen, daß Gott einen Sohn erzeugt habe. (Sure XIX.) Die Christen verehren außer dem wahren Gott, noch zwei andere Wesen, diesen angeblichen Sohn Gottes, und die Maria, denen beiden Verehrung gebührt, die aber nicht mit dem alleinigen Gott verwechselt werden dürfen, deshalb sind die Christen Irrgläubige (Müschrekin, Zusetzende, welche dem wahren Gotte etwas beimischen wollen), doch sind sie der wahren Lehre (dem Islam) näher, als Juden und Heiden."

Der Islam weiß und erkennt von Christus viel mehr an, als eine zahlreiche Zunft von christlichen Theologen des 19. Jahrhunderts. Der Koran spricht an sehr vielen Stellen von ihm, und wenn es um Sagen, angeblich christlichen Inhalts, zu thun ist, wie sie die profane Überlieferung in der Welt herumträgt, wie deren die apokryphisch-christlichen Schriften auch enthalten, der findet deren in dem Wust des Korans eine große Menge. Sie zeigen deutlich den Unterschied der Botschaft, die durch sichere Boten aus der Ferne zu uns gelangt, und der Sage, die durch herumirrende Wanderer sich im Lande ver-

breitet. Es ist eine schwere Mühe, sich durch die 114 Suren des Korans hindurch zu arbeiten, und ein noch viel schwereres Problem, Inhalt und Zusammenhang aus dem konfusen Buch heraus zu finden; die meisten Christen haben anderes und besseres zu thun, als sich damit zu beschäftigen; für diejenigen jedoch, welche vom Koran und vom Evangelium unter der gemeinsamen Rubrik angeblich von Gott eingegebener, heiliger Schriften, zu reden lieben, für diese ist eine aufmerksame Vergleichung sehr lehrreich, und dazu genügen nur einzelne Proben.

In jeder Sure wird Gott der Barmherzige, der Erbarmer genannt, dennoch ist die Lehre von der Erlösung und Versöhnung gänzlich übersehen oder mißverstanden. Nach dem Koran ist Jesus nicht für uns gestorben, sondern ist nur der Vorläufer eines anderen Propheten gewesen, der die Welt auch nicht erlöste, sondern dessen Reich von dieser Welt war. Für jene allerdings nicht handgreiflich durch Thatsachen der lebenden Generation zu beweisende Lehre fehlte der Glaube, und so blieb sie dem Stifter des Islam, dem man Ideenlosigkeit gewiß nicht vorwerfen kann, ein verschlossenes Mysterium: auf die Frage, wie der Mensch selig werde, wie Gott sich seiner erbarme und ihn aus dem Verderben erlöse? darüber giebt der Koran nur verworrene, unbestimmte, schwankende Antworten.

Beide Lehren, das Judenthum wie der Islam,

verweisen auf das Gesetz, räumen die ungeheure Schwierigkeit ein, daß ein Mensch es vollständig erfülle, und wissen sich keinen genügenden Rath im letzten Dilemma.

Vom Judenthum ließe sich sagen, daß es hinter der geistigen Entwickelung der Menschheit, in steinern einseitigem Festhalten einer alten, mit dem Zaun des Gesetzes eingehegten Auffassungsweise stehen geblieben sei, vom Islam hingegen, daß er Neues suchend, statt sich an das Wahre zu halten, sich in einer verfehlten Spekulation verirrt habe.

Es schien dem Propheten von Mekka Zeit zu sein, mit einer neuen Ansicht aufzutreten, und allerdings war die, welche er vor Augen hatte, nicht die rechte; statt sich zur Quelle der Erkenntniß hinzuwenden und da die Wahrheit zu suchen, versuchte er sein monströses Konvolut von Wahrheit und Dichtung als den Gipfel der Erkenntniß hinzustellen.

Der äußere Erfolg des Islam war über alle Erwartung glänzend, nicht so der innerliche.

Die fanatische Energie, welche die Muhamedaner in ihrem Kampfe gegen die Christen in der Periode der Blüthe ihrer Macht gezeigt haben, als sie ihre Fahnen siegend in Europa aufpflanzten und das älteste christliche Reich in seiner Zerrüttung ihrem Angriffe erlag, scheint auf eine sehr kompakte innere Einheit zu deuten. Diese reduzirt sich aber fast nur auf das Bekenntniß:

es ist nichts göttlich als Gott, und Muhamed ist der Gesandte Gottes;

welches den Mittelpunkt eines sehr weiten und unbestimmten Lehrkreises bildet, die Moscheen und Schulen des Islam sind gerade in jener Blüthe Tummelplätze centrifugaler, in alle Lüfte flatternder Spekulationen der Ssofi's geworden, die mit den Sophisten mehr als den ähnlichen Namen gemein haben. (Die beiden Worte stammen aus einander ganz fremden Wurzeln, die beiden Begriffe sind nahe verwandt). Nur ist der Unterschied zu bemerken, daß die Moslim ihre Bearbeitung der Religion ganz mit der Poesie amalgamirten, die überhaupt den Orientalen geläufiger ist als uns; der Islam duldet eine Legion von Sekten; Spaltungen und Sekten sind seiner Natur nach unvermeidlich, wie in der Philosophie; der Koran ist ein theils didaktisches theils erzählendes Gedicht, welches dem Erklärer einen unendlichen Spielraum für seine eigene Ansicht läßt.

Wer symmetrische Gegensätze und parallele Vergleiche in der Betrachtung der Weltgeschichte liebt, der könnte in dem Verhältniß des Judenthums und des Islam's zum Christenthum etwas Ähnliches von dem finden, was in dem politischen Treiben in vielfacher Karrikatur vorkommt, wo dann das Judenthum ein verkehrtes Beispiel vom konservativen, der Islam vom reformirenden Prinzip darstellen würde.

Jenes, das Neue grimmig von sich stoßend, weil es mißfällig ist, dieser, weit über das Richtige hinaus (oder vielmehr daneben vorbei) Neues aufstellend, in welchem am Ende nur das Alte wahr und das Neue eine schlechte Zuthat ist.

Der Verfasser dieser Zeilen hält nicht übermäßig viel von solchen Vergleichungen, insofern sie als Resultate aufgestellt werden; für das Studium sind sie indessen doch gewiß nicht zu verwerfen; damit man den vorstehenden Vergleich nicht mißverstehe, möge bemerkt werden, daß er auf das Verhältniß des Judenthums vor dem Christenthum nicht passend sein kann, noch auf das jetzige des Islams dem wahren Christenthum gegenüber. Was das starre Festhalten des Islams an die durch ihn gegründete Ordnung anlangt, so unterscheidet ihn das allerdings von der Praxis unserer politischen Reformer, weniger jedoch von ihrer Theorie, denn in keiner ihrer Verfassungen fehlten, noch ehe sie die Presse verlassen, Maßregeln, die ihre Dauer schützen sollten; daß sie trotz dem nicht dauern, mag wohl an mancherlei hängen, was hierher nicht gehört, da wir uns in parallelle Biographien des Reichs der Kaliphen und der neuesten Staaten hier nicht einlassen können.

Außer den nicht abgöttischen Ungläubigen, den Juden und Moslim, müssen wir noch der Heiden gedenken.

Für diejenigen Heiden der alten und der jetzigen Zeit, zu denen die christliche Lehre nicht gelangt ist, genügt hier der Grund, daß sie von Gott nur Weniges wissen, da bis jetzt die Schwierigkeit, mit eigenen Mitteln zur richtigen Erkenntniß Gottes und des Verhältnisses des Menschen zu Gott zu gelangen, sich noch nirgends hat auflösen, und nirgends die moralische Unmöglichkeit, an gar nichts über sich zu glauben, sich hat wegdemonstriren lassen.

Daraus sind die vielfach variirten Versuche von Religionen zu erklären, die wir überall auf Erden finden, wo der Mensch nicht gänzlich entartet ist; die Götzen der Heiden sind oft sehr sinnreiche, oft auch brutal mißbildete, immer nach einer Richtung hin verzerrte Abbilder des Schöpfers und Herrn der Welt, oder es sind auf der untersten Stufe, zu der die religiösen Ideen herabsinken, Gespenster, die durch Opfer und Huldigungen zu beschwichtigen gesucht werden, um das Grauen zu dämpfen, welches sich in jeder menschlichen Seele bei dem Gedanken an eine höhere Macht regt, so lange sie nicht an einen heiligen, gnädigen Vater glaubt.

Das Wahre, was im Heidenthum ist, knüpft an die uralte, sich immer neuernde Offenbarung an, das Falsche trägt den Stempel der irdischen Verhältnisse, in denen es sich ausbildete, das Sündige hängt immer am Abfall, der für ganze Völker in uralter Vorzeit, für die Individuen, welche die alte Unthat

erneuern, in der eigenen Verschuldung liegt. Die Wahrheit kann nur Eine sein, die Verirrungen müssen unzählige werden, deshalb ist das Aufgeben des Glaubens an den einen Gott (die Abgötterei) das vergiftende, tödtende Prinzip, wogegen Moses und die Propheten, Jesus und die Apostel und alle Gläubigen bis auf den heutigen Tag zu kämpfen haben.

Was die getauften Heiden unserer Tage betrifft, die sich Christen nennen, weil sie weder Juden noch Türken, sondern einer christlichen Nation angehörig sind, genüge hier die Bemerkung: daß, wenn diese zurückgeben sollten, was sie sich aus der Offenbarung, die ihnen dargeboten ward, zugeeignet haben, obgleich sie den Zugang durch die Thür verschmähten, sie nackender und armseliger dastehen würden, als jene, denen keine Taufe geworden und zu denen keine Kunde von Evangelien hingelangt ist.

Die unzweifelhafte Überzeugung, daß es außer und wider das Christenthum keinen Weg zum Heile auf Erden gäbe, ist von der römischen Kirche in einem exklusiven und folglich zu beschränkten Sinne aufgestellt worden, trotz diesem bannenden Ausspruch werden alle Christen darüber einverstanden sein, daß nicht jeder Ungläubige ein verabscheuungswerther Bösewicht sein müsse, noch daß mit dem Anfang des Glaubens sofort die Fülle der Vollkommenheit sich ausgieße. Es fehlt viel, daß mit der Möglichkeit dereinstiger Heiligung die Heiligkeit schon da wäre.

Der Glaube gelangt nicht zur Vollkommenheit, wie die Tugend, wie die Weisheit schwach bleibt, so lange der Mensch auf Erden wandelt, kämpft, sucht und irrt; nichts destoweniger ist eine sehr entschiedene Kluft zwischen Glauben und Aberglauben, Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit; für den Menschen fragt sich's vor allem, wie oben schon bemerkt worden, was er will?

Auch unter den Aposteln finden wir Zweifel. Außer vielen anderen Beispielen von Einwürfen, Zweifeln, Unglaube und Kritik, welche den Worten des Heilandes entgegengestellt wurden, hat uns das Evangelium zwei Beispiele aufgestellt, die unter anderen Betrachtungen, zu denen sie Stoff geben, für die, welche uns hier beschäftigt, sehr bedeutsam sind, nämlich die Zweifel der Apostel Thomas und Philippus.

Thomas, der wegen seiner Zweifel an der Thatsache der Auferstehung, als der ungläubige, zum Sprüchwort geworden ist, verlangt, sich durch eigne sinnliche Wahrnehmung zu überzeugen, ob das übernatürliche Faktum, welches ihm erzählt wird, wirklich geschehen, ob es keine Vision, Allegorie, Sage, Mythus, Fabel, Übertreibung, Entstellung oder Lüge sei, ob der gekreuzigte, gestorbene, begrabene Christus wirklich als ein Lebendiger, lebenden, wachenden, besonnenen Menschen erschienen sei. Das Zeugniß derer, die ihn gesehen haben, genügt ihm nicht,

er will ihn selbst sehen, und wenn es einmal auf's leibliche Sehen ankommt, so ist's ganz folgerecht, daß ihm das auch noch nicht genug ist, er will vor jedem auf diesem Wege möglichen Irrthum sicher sein, er will mit eigenen Händen die Wunden des gekreuzigten Meisters berühren.

In seinem Verlangen, was auch sonst darüber zu sagen wäre — lag keine Ungereimtheit, für ihn war der Weg, den er gehen wollte, nicht unmöglich, die Bedingung, die er für seinen Zweifel festhielt, war nicht unerreichbar, er machte keine in sich widersprechende Voraussetzung, er forderte kein neues Wunder für sich, zu seiner besonderen Verfügung, er wollte nicht mit Händen greifen, was unserer Natur nach nicht mit Händen zu greifen ist, er wollte nur, daß er dasselbe erlebte, was andere in derselben Zeit, in demselben Raum erlebt hatten.

Ihm geschieht, wie er verlangt hatte. Da antwortet er: „mein Herr und mein Gott!“ und Jesus spricht zu ihm das bedeutungsvolle Wort:

dieweil du mich gesehen hast, so glaubest du, selig sind die nicht sehen und doch glauben.

Anders erscheint der Zweifel des Philippus, der weniger beachtet worden ist, da er nicht durch solch augenfälligen Beweis widerlegt worden ist. Er sagt, als Jesus seinen Jüngern sein baldiges Hingehen zum Vater verkündigt:

„Herr, zeige uns den Vater, so genügt uns.“

Die Antwort, die er erhält, ist von der dem Thomas gegebenen wesentlich verschieden, wie es das Begehren war. Von der unmöglichen Forderung, mit dem irdischen Auge Gott in seiner ganzen Fülle zu sehen, verweist sie auf den Weg, der für die äußere Wahrnehmung zugänglich ist, und schließt mit der Mahnung:

„glaubt mir, daß ich im Vater und der Vater in mir ist, wo nicht, so glaubt mir doch, um der Werke willen."

Die neue Ansicht, die an die Stelle der alten vom Christenthum gesetzt werden soll, will, wie Thomas, die Thatsachen prüfen, den kritischen Finger in die Wundenmale legen, und da ihr nicht geschieht wie jenem, so versichert sie fest: es ist nicht wahr! — Auf den Umstand, daß dies Experiment um achtzehn Jahrhunderte zu spät kommt, wird keine Rücksicht genommen, der Scharfsinn hilft über diese kleine Schwierigkeit hin. Die Frage des Philippus hingegen, die sich nicht auf eine Thatsache bezieht, wird, wie es scheint, vollständig beantwortet; die Kritik zeigt uns den Vater nicht in dem Sohne (wie es die Kirche bisher verstand), sondern ohne Weiteres im Spiegel, in uns, in der Menschheit, welche der menschgewordene Gott ist. Diese Offenbarung Gottes war nun wohl allerdings vor Christus und vor der neuen Ansicht schon da, daß man aber sagen sollte: zeige uns so den Vater, so genügt

uns, — dazu fehlt denn doch so viel, daß es fast aussieht, als wäre diese Ansicht viel zu früh gekommen, und würde erst für jeden Menschen zum Genügen klar werden, wenn er nicht mehr dieser Erde angehört.

Wir werden auf diesen Punkt zurückkommen, wenn wir zu dem Resultate der neuen Lehre gelangen, vorher müssen wir ihr Verfahren betrachten.



Zweiter Abschnitt.
Verfahren der Kritik.

Erstes Kapitel.
Behandlungsweise im Allgemeinen.

Die Betrachtungen über das Verfahren, welches bei irgend einer Unternehmung angewandt worden ist, lassen sich in zwei Kapitel eintheilen, wovon das eine die Behandlungsweise im Ganzen zum Gegenstand nimmt, das andere die Anwendung der Prinzipe auf die einzelnen Punkte untersucht.

Ein Jurist wird bei einem merkwürdigen Rechtsfall sich zunächst nach der Art und Weise der Prozedur umsehen, und nachdem er diese kennt, zu der Betrachtung übergehen, wie die Sache, Punkt vor Punkt verhandelt worden ist; ein Kriegsmann muß, um die Operationen eines Feldzuges klar zu überblicken, einen deutlichen Begriff von der Taktik der Kriegführenden haben. Es sei vergönnt, bei diesem Gleichniß zu bleiben, und die Taktik der Kritik bei ihrem Angriff auf das Evangelium mit einigen Worten zu beleuchten; nächstdem werden wir

dann zu der Operation selbst übergehen, uns vorbehaltend, das, was hier über die Grundzüge dieser Taktik gesagt wird, gehörigen Orts bei den Operationen nachzuweisen.

Das Hauptargument gegen die bisher von den Christen aller Konfessionen geglaubte Ächtheit des neuen Testaments ist die Behauptung: daß die Evangelien nicht von Zeugen der Begebenheiten herrühren, sondern daß sie aus Sagen, die nach Christus Tode sich in der christlichen Gemeinde gebildet haben, geraume Zeit nachher, niedergeschrieben worden sind, und zwar: daß bei der Erzählung der Begebenheiten nicht auf die historische Wahrheit, sondern darauf Rücksicht genommen worden ist, sie den Weissagungen des alten Testaments anzupassen. Da diese Weissagungen nun häufig mißverstanden worden, überdies aber meistens schwankend sind, so soll daraus erwiesen werden, daß wir statt heiliger Geschichte, ein Gemisch von völlig unhistorischen, mannichfach aufgestutzten Erfindungen vor uns haben.

Die Verfasser der Evangelien sollen von dem, was sie erzählen nichts, wenigstens sehr wenig gewußt haben, wäre aber auch einer wirklich in der Nähe gewesen, um mehr davon zu erfahren, als wir voraussetzen, so bleibt doch das, was er erzählt, „undenkbar," folglich — unwahr. Den mißfälligen Thatsachen wird also die Undenkbarkeit als Beweis des Widerspruchs ein für allemal entgegengestellt,

neben dem aber für die innere Offenbarung ein für allemal verlangt: daß sie sich nach dem aufgestellten Prinzip richte.

Als stets zur Hand gehaltene Hülfe dient die Nachweisung: daß nur äußerst wenige Punkte richtig sein können, da die verschiedenen Evangelien sich über sehr viele nicht gleichlautend aussprechen.

Fehlt ein Punkt in dem einen, so ist daraus zu schließen, daß er aus dem anderen ebenfalls zu streichen ist; finden sich verschiedene Weisen der Auffassung eines und desselben Punktes, so ist offenbar: daß Alle Unrecht haben, überhaupt davon zu sprechen; kommt vollends eine alte Weissagung dabei zur Sprache, was brauchen wir denn weiteres Zeugniß! Die Geschichte ist erfunden, um ein mißverstandenes, oder auch falsches Stück alter Überlieferung anzubringen! —

Die Evangelisten werden nicht für Betrüger erklärt. Soll es gerühmt werden, daß das Verfahren dieser Kritik unbesudelt ist von den Infamien der Voltairischen Schule? Um das als ein Lob anzurechnen, halten wir das Werk, trotz Allem, was dagegen spricht, doch zu gut. Die Gelehrten rühmen die Gelehrsamkeit des Verfassers; gelehrte Theologen haben es ehrerbietig anerkannt, daß der Ernst der Wissenschaft nicht entheiligt sei; einem Laien würde es übel anstehen, über das zu richten, was die theologische Gelehrsamkeit angeht; wenn ihm

beim Heiligen und Entheiligten immer etwas anders einfällt, als die Wissenschaft, so mag das an seiner Unwissenschaftlichkeit liegen —; daß jedoch weder Ketzereifer noch Fanatismus nöthig sei, um hie und da seltsame Merkmale unter dem ehrwürdigen Gewande hervorkommen zu sehen, die nicht ganz aussehen, als wenn sie dem Ernst der Wissenschaft angehörten, dafür werden sich in der folgenden Betrachtung einige Belege finden; zur Rechtfertigung dieser Bemerkung lese man unter andern die mit besonderer Sorgfalt behandelte Untersuchung über den Esel, auf welchem Jesus beim Einzug in Jerusalem gesessen, die von S. 288 bis 295 im II. Theil reicht, wo unter anderen S. 291 eine Wendung vorkommt, in der vom Ernst der Wissenschaft äußerst wenig zu bemerken ist.

Diese drei Argumente:

1. die Undenkbarkeit der erzählten übernatürlichen Thatsachen,
2. die Abweichungen in der Darstellung, die sich in den vier Evangelien finden, und
3. die Nachweisung, daß dabei an alte Überlieferungen und Weissagungen gedacht worden sei, woraus dann
4. darzuthun versucht wird, wie das, was wir vor uns haben, der Niederschlag aus einer Sage ist —

diese vier Hauptstücke bilden die Waffen, welche mit

unermüdlichem Eifer und immer wiederholter gleicher Anwendung gehandhabt werden.

Alles was die Evangelien enthalten (bis auf ein Häufchen Asche, das wir später noch genauer betrachten werden), wird mit diesen Stampfen bearbeitet, es ist nichts zu hoch, nichts zu geringfügig; die Lebensfragen des Christenthums, wie die unbedeutendsten Nebendinge, Alles wird mit gleich eisernem Fleiße in dieser Stampfmühle pulverisirt. Zu diesem Ende ist es eine äußerst zweckmäßige Vorbereitung, das Wesentlichste mit dem Unwesentlichen, die Idee mit der Form, die Lehre mit der Erzählung, das Helle mit dem Dunkelen in ein Konvolut zu verwirren, und das Ganze mit einer scharfen Lauge zu begießen, wodurch der Kern erweicht und die Form aufgelöst wird. Den Gegner in Verwirrung zu bringen, ist in der Kunst der Zerstörung ein wohl zu berücksichtigendes Hülfsmittel; wenn der Belagerer es dahin bringt, daß in der Festung nichts mehr an der Stelle ist, wo es hingehört; wenn seine Brandgeschosse oder Flatterminen bewirkt haben, daß der Vertheidiger sich nicht mehr zurecht findet in seinen Werken, so erleichtert das den Sturm auf die Bresche ungemein; auf der Vernichtung der Vertheidigungsmittel durch eine mühsame, von weitem her durchgeführte Arbeit beruht ja Vauban's ganze berühmte Angriffskunst.

Keck und kühn vorzudringen, bewährt sich in je-

dem Kampf häufig als das Allerwirksamste, auch an dieser Maxime großer Feldherrn fehlt es der Attake auf keine Weise; weder Evangelisten, noch Heiland, noch Gott imponirt der Kritik, sie wird mit Allem fertig; die Engel werden gänzlich vertilgt, der Teufel kommt noch am besten aus der allgemeinen Niederlage davon, indem er nur für höchst zweifelhaft erklärt und unter der Bedingung, nicht in sichtbarer Gestalt zu erscheinen (wie ein Kriegsgefangener mit der Bedingung sich nicht fürder mehr, die Waffen führend, betreten zu lassen), entlassen wird. Er wird ab instantia absolvirt. Für den Fall, daß er existire, wird ihm übrigens auch bewiesen, daß er sein Fach nicht gehörig verstehe und begreife.

Während nun die Thatsachen niedergedonnert werden mit dem Bescheid, daß sie undenkbar sind, die übernatürlichen, weil sie so nicht geschehen, die natürlichen, weil sie eben so gut hätten anders geschehen können; während bei jeder Erzählung der Beweis versucht wird, wie sie in die wirkliche Geschichte nicht gehöre, wie sie hingegen in die Sage habe aufgenommen werden müssen; während die etwaigen Zwecke oder die Macht Gottes derselben Kritik unterworfen werden, wie die Worte und Handlungen der Menschen, während der Glaube — die innere Überzeugung von einer höheren oder tieferen Ursache der sichtbaren Erscheinung, als Dummheit

oder (da der herbe Ausdruck mit vieler Urbanität vermieden worden ist) als Zurückbleiben hinter der geistigen Bildung der Zeit abgefertigt und beseitigt wird, so wäre wohl zu vermuthen, daß überhaupt keinerlei Autorität statuirt werden würde. Dies ist jedoch nicht unbedingt durchgeführt, scheint auch gar nicht im Plan gelegen zu haben, und es liegt auch darin, daß eine Menge Autoritäten angeführt werden, keine Inkonsequenz; eben so wenig wie bei einem Angriff auf eine Festung ein Beweis gegen das System des Belagerers daraus gefolgert werden kann, wenn er die einmal vorhandenen Arbeiten benutzt wie sie sind, selbst wenn er sie erbärmlich fände, sie können doch zu irgend einem Zweck besser sein, als gar nichts. In dieser Weise scheint Herr Dr. Strauß die Schanzkörbe und Faschinen der sogenannten Rationalisten zwar als sehr schlechtes Material zu verachten (worin wir ihm vollen Beifall zollen); doch werden ihre Sappen gelegentlich benutzt, um von dem Punkt, auf dem sie herumgewühlt haben, mit einer andern Manier weiter zu gehen. Das Gleichniß ließe sich leicht noch weiter ausführen, was dem geneigten Leser überlassen bleiben mag. — Was diejenigen Vorarbeiten betrifft, welche die Kritik als zweckmäßig anerkennt, so greift es ganz folgerecht in das ganze System, daß der jedesmalige Standpunkt der Ansicht der Führer der Spekulation, als der reale Begriff der Wahrheit

gesetzt wird. Wie es dabei nun mit einer absoluten ewigen Wahrheit steht? — das ist eine andere Frage. Lassen wir diese ultima quaestio vorläufig auf sich beruhen, und sehen wir uns zunächst danach um, was dann dem ungelehrten Laien übrig bleibt gegen die zermalmende Gewalt der Kritik, die mit der Zuversicht des Triumphs auf ihn eindringt, alles zu Boden wirft, was ihm zum Anhaltspunkt hätte dienen können; die einen so formidabeln Phalanx von Beweisen gegen ihn entwickelt, daß es im ersten Schreck fast rathsam scheint, nur gleich das Feld zu räumen und sich der neuen Christologie zu unterwerfen, damit man nicht am Ende, wie der oben angeführte französische Frei- und Schöngeist und sein Hund, ohne alle Religion da stände? —

Wer je sich in einer ernsthaften Gefahr befunden hat und so glücklich war sie zu überwinden, der wird den Grundsatz bewährt gefunden haben: vor allen Dingen nur die Besonnenheit festzuhalten und kaltblütig dem Gegner in's Auge zu sehen, ob er denn wirklich so unüberwindlich sei, wie er sich das Ansehen geben will? Sind denn die Beweise der Kritik wirklich so schlagend, wie sie sich ausgeben? Sind die Verschiedenheiten der vier Evangelien wirklich Kennzeichen daß sie nicht auf historischem Grunde ruhen, sondern aus Sagen gebildet sind? — Ist das Phantom von Sagen denn wirklich hinreichend, alle Wahrheit zu verscheuchen? Ist endlich die so-

genannte „Undenkbarkeit" wirklich das richtige Maß für Gott und die Welt, so daß alles was darüber hinausreichte, sich schlechthin zum Wegwerfen qualifizirte? —

In unserer evangelischen Kirche ist das neue Testament in jedermanns Händen; wenn es auch sehr viele Leute giebt, die sich wenig oder gar nicht damit beschäftigen, so hat man doch wohl einige Erinnerung daran, und wer hineinsehen will, findet ohne Mühe ein Exemplar. Daß die vier Evangelien nicht gleichlautend sind, erinnert man sich noch aus dem Religions-Unterricht, und wer vier andere Bücher über einen und denselben Gegenstand (mit Ausnahme derer, die eins vom anderen mit mehr oder minder Geschick abgeschrieben sind, deren es freilich viele giebt) gelesen hat, der kann sich unmöglich wundern, daß von vier Autoren jeder seine eigene Weise der Auffassung und Darstellung hat.

Ferner ist es allbekannt, daß in den Evangelien viele Dinge vorkommen, wo die Verfasser nicht als Augenzeugen der Begebenheit reden. So wichtig die Augenzeugenschaft bei sehr vielen Gelegenheiten sein mag, so wäre es doch eine seltsame Umkehrung der Begriffe, wenn man den Schluß: dies muß so geschehen sein, weil es ein glaubwürdiger Mann gesehen zu haben versichert, dahin umkehren wollte: dies ist nicht wahr, weil der Erzählende es nicht gesehen hat. Durch solche Purifikation der Über-

lieferung würden wir mit unseren historischen Studien gar bald zu Ende sein. Und wenn wir für absolut undenkbar erklären, was wir dermalen noch nicht begreifen, wie sieht es dann mit der fortschreitenden geistigen Entwickelung überhaupt aus? Hat nicht jeder Knabe Momente gehabt, wo er behauptete, die lateinischen Conjugationen, oder die Ausziehung der Kubikwurzeln, oder irgend eine Aufgabe könne er nicht fassen? Und Manchem ist es, beiläufig gesagt, in der Jugend ergangen, wie es manchem Gelehrten noch im Alter geht, er wollte nicht begreifen, was ihm vorgetragen wurde, er verstand seinen Autor nicht, weil er sich nicht im Geringsten bemühte, ihn zu verstehen, und wenn die rechte Wahrheit an den Tag kam, so hatte der Schelm deshalb seine Übersetzung nicht fertig gemacht, weil er sein Lexikon gar nicht gebraucht, oder am unrechten Ort hineingesehen hatte; da er über eine dunkle Stelle nicht alsbald Licht fand, so hatte er Alles bei Seite geworfen. Er hatte andere Dinge im Kopfe, deshalb wollten ihm diese nicht hinein.

Die Kritik sucht in den Evangelien vielerlei, was nicht darin steht; dies mag, wenn einmal kritisirt werden soll, einen Tadel gegen die Verfasser begründen, aber für das was sie enthalten, sollte doch die schärfste Kritik billigerweise einige Rücksicht auf die Idee des Verfassers nehmen; diese wird

aber häufig ganz ignorirt, und ihnen dagegen Absichten unterstellt, die ihnen gewiß nie in den Sinn gekommen sind. Wie aus der „absichtslos dichtenden Sage" sich absichtliche Versionen haben bilden können, davon werden wir noch näher zu reden Gelegenheit haben, desgleichen über das, was in den Evangelien steht, was aber die Kritik nicht berücksichtiget, und über das, was nicht darin ist, wofür sie aber dennoch verantwortlich gemacht werden. Auf eine gelehrte Exegese ist es dabei nicht abgesehen, der Schreiber dieser Zeilen ist weder Gelehrter noch Theolog, er überläßt alle gelehrten Untersuchungen denen, die sich dazu ausgerüstet und berufen fühlen, und hält sich an das, wozu die Bekanntschaft mit den Evangelien ausreicht, die keinem gebildeten Mitgliede der evangelischen Kirche fremd sein sollten. Indem er so ein Maß behalten, wie weit ungefähr seine Kräfte reichen, hofft er dem Vorwurf auszuweichen, daß er über Dinge reden wolle, die er nicht verstehe; für welches Vergehn in der Vorrede S. VIII die Qualen des schuldbewußten Gewissens angedroht werden. Man möchte bei solcher Warnung fast denken, einen katholischen Priester reden zu hören, für den hätte das einen Sinn; aber in der evangelischen Kirche den Laien zuzurufen, schweigend bei Seite zu gehn, wo von der Vernichtung des Evangeliums die Rede ist, und sich nicht zu unterfangen, auch eine Ansicht darüber

zu haben, noch sich beikommen zu lassen, zu denken, daß die Sache von unser einem doch auch als seine eigene angesehen werden kann, wenn wir auch kein theologisches oder überhaupt gar kein Examen bestanden haben — das heißt denn doch das Privilegium etwas zu weit ausdehnen! —

Testimonium und Gradus helfen übrigens gegen die Austreibung aus dem Tempel der Kritik auch nicht viel; verschiedenen gelehrten Theologen wird die Thüre mit eben so viel Bestimmtheit gewiesen, wie sie uns verboten worden ist. Diese Warnung an die Ungelehrten ist in der gegenwärtigen Zeit in der evangelischen Kirche in Deutschland eine der seltsamsten Ideen, auf welche der Scharfsinn kommen kann; hält der Verfasser sein Werk für gefährlich, so liegt das eigene Gewissen doch viel näher als das fremde, und statt der Warnung, es zu lesen, wäre die, es zu schreiben, oder, nachdem es geschrieben — wenn er das nicht unterlassen konnte, es in's Feuer zu werfen, viel natürlicher und ungleich erfolgreicher gewesen. Ward aber solch autonomistisches Auto-da-fé für ultra erkannt, so blieb als richtige Mitte zwischen dieser absoluten Präventiv-Maßregel und dem liberalen Drange zur Presse, noch der Weg übrig: das Werk nicht deutsch, sondern lateinisch herauszugeben, dadurch hätten wirklich sehr Viele zu merken bekommen, daß es nicht für sie bestimmt sei; die geheimnißvolle Warnung

hingegen kann nicht allein nichts helfen, sondern sie muß Manchem wie eine Einladung klingen, doch zu sehn, wie weit er mitkommen könne. — Wer Geheimnisse zu verhandeln hat, muß ja nicht den Ausrufer zum Vertrauten machen, und wer Gift braut, nicht auf offenem Markt sein Laboratorium aufschlagen, am allerwenigsten aber, nachdem er das gethan, von Indiskretion und Unvorsichtigkeit des Publikums sprechen, wenn Unheil aus solcher Prozedur entsteht.

Durch eine Reihe von Jahrhunderten war die heilige Schrift in einem eisernen Schrein verwahrt, dem Gebrauch der Laien entzogen, zugleich aber auch vor dem nagenden Zahn destruktiver Kritik gesichert; soll sie deshalb an's Licht gebracht und in aller Hände gegeben worden sein, daß die, welche sich die Sachverständigen nennen, sie vor aller Augen zerreißen? — Soll die Glaubensfreiheit dazu führen, den Glauben und die Freiheit zu zerstören? Sollen wir deshalb gegen die päbstliche Gewalt protestirt haben, um Knechte jedes Kritikers zu werden? Wir wollen nicht die Polizei gegen solchen Unfug zu Hülfe rufen, wohl aber die gesunde Vernunft, die wir Gott und nicht der Weltweisheit von gestern verdanken; sehen wir zu, ob dies Licht von Oben nicht weiter reicht als die kritische Fackel. — Fassen wir uns ein Herz und folgen dem Wege, den die kritische Bearbeitung uns führt, betrachten wir ihr Verfahren und ihre Ergebnisse.

Das Prinzip unserer Taktik, wenn einer kunstlosen Vertheidigung dessen, was man bona fide besitzt, solche Bezeichnung gestattet, ist die alte Regel: sich nicht alsbald irre machen zu lassen. Wir werden deshalb schwierigen Stellen nicht aus dem Wege gehen, nichts aufgeben deshalb, weil wir nicht als unbedingtes Eigenthum darüber verfügen können, doch übernehmen wir keineswegs die Verpflichtung alle Punkte in's Klare bringen zu wollen; eingedenk der Warnung: „unterwinde sich nicht jeder, Lehrer zu sein", ist es auf einen exegetischen Kommentar zu den Evangelien hier durchaus nicht abgesehen, noch auf einen vollständig erschöpfenden zu dem vorliegenden Werk.

Lassen wir den Gelehrten und insbesondere den Theologen, was ihnen zukommt, und halten wir uns an das, was wir in der einfachen Eigenschaft als Mitglieder der evangelischen christlichen Gemeinde, unser nennen dürfen.

Damit ist zugleich angedeutet, daß das viel wiederholte Feldgeschrei der Orthodoxie „sich kein Jota rauben zu lassen" nicht das unsrige ist, wir kämpfen nicht für Buchstaben, sondern bekennen: daß es der Geist ist, der lebendig macht.

Unter der Überschrift „Genesis des mythischen Standpunktes für die evangelische Geschichte" hebt

die Einleitung zur kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu mit den Worten an:

wo immer eine auf schriftliche Denkmale gestützte Religion, in weiten Raum= und Zeitgebieten sich geltend macht, und ihre Bekenner durch mannichfaltige immer höher steigende Entwickelungs= und Bildungs=Stufen begleitet, da thut sich früher oder später eine Differenz hervor, zwischen Geist und Form jener alten Urkunden und zwischen der neuen Bildung derer, welche an dieselben als an heilige Bücher gewiesen sind.

Ohne eine Verpflichtung übernommen zu haben, das Buch so zu kommentiren, wie Maraccius den Koran, findet sich schon in diesen ersten Zeilen Stoff zu einer unabweislichen Bemerkung.

Die Begriffe von Religion, von Geist und Form der Urkunden, auf die sie sich stützt, und von stets höher steigender Bildung ihrer Bekenner sind in diesen ersten Zeiten schon so zusammengestellt, daß das erste Wort der Vorrede, welches als Motiv des Werkes angiebt:

„daß es Zeit zu sein scheine, an die Stelle der „alten Betrachtungsweise der Geschichte Jesu eine „neue zu setzen"

eine höchst bedenkliche Bedeutung dadurch gewinnt.

„Diese Differenz", heißt es ferner, „kann das Unwesentliche, Formelle betreffen, daß Ausdruck und Darstellung der Sache unangemessen gefunden wer=

den, bald aber tritt sie selbst an den wesentlichen Inhalt heran, und es wollen auch die Ideen und Grundansichten solcher Bücher der fortgeschrittenen Bildung nicht mehr genügen."

Der Leser, der nach dem Titel etwa meint, es sei in dem Buche nur von Berichtigung der Lebensgeschichte Jesu die Rede, braucht die erste Seite nicht umzuschlagen, um zu merken, daß er im Irrthum sich befinde; sollte er ja noch an dieser Meinung festhalten, so darf er nur wenige Blätter weiter lesen, um inne zu werden, daß bei der in der Vorrede gegebenen Verheißung, der unversehrten Wiederherstellung des christlichen Dogmas, auf einen gewichtigen Vorbehalt zu rechnen sein möge, daß es mit dem wesentlichen Inhalt sehr besorglich aussieht, und daß es dermalen an der Zeit scheine, eine neue Religion zu machen, denn die alte genüge den Anforderungen der Bildung der Zeit nicht, was mit anderen Worten ungefähr so viel heißt, als: „sie sei aus der Mode."

So schlagend und genügend solche Sentenz, von einem Sachverständigen ausgesprochen, gefunden werden mag, sich sofort einen neuen Rock machen zu lassen, so empört sich der gesunde Menschenverstand — selbst abgesehen von allen Banden, die den Menschen an die Religion und durch sie an Alles, was ihm heilig ist, fesseln — gegen eine so übermüthige und zugleich so gehaltlose Behauptung, in

der Unwesentliches, wogegen wenig einzuwenden ist, mit Wesentlichem, dem jeder Schimmer von Beweis mangelt, das aber die Stütze einer neuen Lehre werden soll, in ein Knaul zusammen gewirrt ist.

Daß Form und Fassungsweise sich nach Zeiten und Völkern umändern können, das begreift sich wohl, und um von dieser Differenz zu reden, bedarf es keines Gepränges von hohen Worten, das bezieht sich aber nicht auf den *wesentlichen* Inhalt, und der Übergang von derjenigen Differenz, die zwischen der äußeren Form einer Urkunde und der Bildung einer spätern Zeit stattfinden kann, zu der Differenz des *wesentlichen* Inhalts solcher Urkunde zu *den Ansichten einer späteren Zeit* kann *durch die Zeit* niemals genügend erklärt werden. Vielmehr muß es dabei darauf ankommen: ob der wesentliche Inhalt Wahrheit ist oder nicht? und ob durch die Differenz in der Zeit eine Annäherung oder eine Abirrung von der Wahrheit dargestellt wird? Indem angenommen wird, daß die fortschreitende Bildung sich von dem wesentlichen Inhalt einer Urkunde immer mehr entferne, befinden wir uns alsbald inmitten der Voraussetzung: daß jener wesentliche Inhalt nicht Wahrheit sei, denn unter fortschreitender Bildung Entfernung von der Wahrheit zu verstehen, würde Aberwitz sein.

Nehmen wir jenen Inhalt für Wahrheit, so muß die Ansicht der fortschreitenden Bildung sie immer

vollständiger begreifen; die Kritik würde für ihre destruktive Bearbeitung nichts zu thun finden, die Differenz gliche sich aus und hübe sich auf, statt sich hervorzuthun.

Der Gedanke, daß die christliche Religion allmälig auf Erden erlöschen werde, ist schon Vielen eingefallen, es haben sich auch schon Viele eifrig bemüht, das Ihrige dazu beizutragen; mit denen haben wir hier nichts zu schaffen. Als Beispiel, daß diese Aussicht (möge sie wahrscheinlich sein oder nicht) folgerecht und vernunftgemäß dargestellt werden kann, möge die Berechnung des englischen Mathematikers Craig dienen. Dieser Mann wollte berechnet haben, daß nach 1450 Jahren von der Zeit, wo er seine Rechnung anstellte, der Glaube an die christliche Religion erlöschen und alsdann die Welt untergehen werde. Er hatte die innerliche, in jeder einzelnen Seele mögliche, vom Verlauf der Jahre unabhängige, Genesis des Glaubens aus seiner Analysis weggelassen und sich auf die Annahme beschränkt: daß durch die Distanz in der Zeit die geschichtlichen Begebenheiten immer weiter in das Dunkel der Vergangenheit zurücktreten und endlich erlöschen würden.

Diese Rechnerei als geistreich zu bewundern, ist nicht unsere Meinung, indessen hat man mit einem Mathematiker, der sein Fach versteht, wenigstens den Vortheil, daß er deutlich feststellt, was er unter den

Dingen versteht, von denen er spricht. Er verstand unter Verlauf der Zeit: Abnahme der richtigen Ansicht, Entfernung von dem Licht der Wahrheit. Wenn dies zugegeben wird, so folgt unfehlbar dereinst gänzliches Erlöschen, und es ist nachzurechnen, wie bisher das Verhältniß gewesen, wie es fortgehen wird, wenn die Geschichte aus sein wird. Die Schlußfolge ist demnach nicht ungereimt, was auch gegen die Prämissen zu sagen sein mag.

Wenn hingegen unter der immer höher steigenden Entwickelung: Zunahme der richtigen Erkenntniß, Annäherung an die Wahrheit verstanden wird, so kann die Differenz in der Zeit nicht zugleich eine Abnahme und Entfernung von der Erkenntniß bewirken. — Auf der zweiten Seite wird zwar „heilige Geschichte" für einen Haupt-Bestandtheil aller Religionsurkunden erklärt, da es uns aber nicht so leicht gemacht ist, wie in der Craig'schen Prophezeiung, einzusehen, was unter „heiliger Geschichte" verstanden werden soll, so müssen wir, um nicht gleich auf dem ersten Blatt eine arge Inkonsequenz zu finden (was S. 49 für den schlimmsten Vorwurf erklärt wird, der einem Gelehrten gemacht werden kann), annehmen: daß so etwas, wie wir unter heilig und Wahrheit verstehen, gar nicht gemeint sei, sondern etwas, von dem man sich durch Fortschritte und höhersteigende Bildung immer mehr entfernt.

Wir wären demnach gleich an der Schwelle in der

Voraussetzung, daß das, was wir heilige Geschichte nennen, weder eigentlich heilig, noch weniger wirkliche Geschichte sei, sondern Mythus, wobei wir uns vorläufig allerlei denken können.

In der Genesis des mythischen Standpunktes finden wir den Theologen in einer ähnlichen Stellung, wie uns die Mosaische Genesis den Menschen zeigt. Vertrieben aus dem Paradise, wo ihm die Gnade und Liebe Gottes genügte, nachdem ihm nach den Früchten der Erkenntniß gelüstet hatte, sahen wir ihn im Schweis seines Angesichtes seinen Acker bearbeiten, der Disteln und Dornen in reicher Fülle trägt, und einen nach dem andern wieder zur Erde werden, von der er genommen war.

Eine fortschreitende Vervollkommnung ist in dem Verlauf des Prozesses, wie er uns vorgelegt wird, nicht deutlich zu erkennen, denn noch im letzten Stadium, also unmittelbar vor dem Zeitpunkt, als das Licht mit diesem Buche gewaltig in die Welt hineinbrach, finden wir den Begriff, auf den es eigentlich ankommen soll, weder rein gefaßt (§. 10) noch richtig angewendet (§. 11); erst im 12ten §. tritt die Auffassungsweise, wie sie sein soll, dem Leser entgegen. Es soll nämlich die Annahme von Mythen keineswegs auf Einzelnes, was etwa in den Evangelien vorkommt, sondern von Anfang bis an's

Ende auf alle vier Evangelien und auf jedes ihrer einzelnen Kapitel angewendet und durchgeführt werden. Ob zwischen der in diesen Büchern erzählten Thatsache und dem, was noch außer dieser Thatsache als der wesentliche Inhalt angesehen werden kann, ein Unterschied gemacht wird und welcher Art solcher Unterschied sei, wird sich zwar vollständig erst aus der Untersuchung selbst ergeben, wir stoßen jedoch schon S. 56 auf einen für diese Frage ziemlich entscheidenden Satz, bei dem wir verweilen müssen, ehe wir weiter gehen. Es wird nämlich die, von einem Gegner der mythischen Behandlung des Evangeliums aufgestellte Meinung angeführt:

daß eine Erklärung der Wunder das Faktum selbst nicht verändern, und durch Auslegung, taschenspielerisch, ein anderes unterschieben dürfe, sonst würde jedes dem Verstand anstößige Objekt nicht erklärt, sondern das vorausgesetzte Faktum geläugnet, womit die Aufgabe nicht gelöst wäre.

Dagegen wird der Satz eingeworfen:

„es ist falsch, zu behaupten, daß ein Faktum zur Erklärung vorliege; was unmittelbar vorliegt, ist nur ein Bericht, von welchem erst ausgemacht werden muß, ob ihm ein Faktum zum Grunde liegt oder nicht."

Dieser Satz mit dem S. 2 aufgestellten:

„ein Hauptbestandtheil aller Religions-Urkunde ist heilige Geschichte" —

zusammengenommen, deuten in runder Summe das Facit an, worauf ungefähr zu rechnen ist, es folgt nämlich daraus, daß in dem, was wir heilige Geschichte nennen, kein Faktum vorliegt. Die Distinktion zwischen dem Bericht, von dem erst ausgemacht werden muß, ob ihm ein Faktum zum Grunde liegt (oder was ihm überhaupt zum Grunde liegt), könnte uns vorläufig noch einigen Trost lassen, wiewohl wenig zu erwarten ist, wenn die Existenz der Berichte nicht schon, wo nicht als ein Faktum, doch jedenfalls als ein Objekt für die Erklärung gelten sollte; es wird uns aber nur eine sehr kurze Frist gelassen, uns mit dieser Hoffnung zu wiegen, denn zehn Seiten weiter haben wir bereits den Bescheid: daß es mit allem, was für die historische Ächtheit unserer heiligen Geschichte vorgebracht werden kann, nichts ist. —

Das profane Volk, das sich zu der Verhandlung zudrängt, (die wunderlicher Weise auf offenem Markt vorgenommen wird, obgleich der Richter sich unberufene Zeugen verbittet), könnte bei dem auffallend kurzen Gehör, das den für den Angeklagten sprechenden Zeugen gegönnt wird, auf den Gedanken kommen, man habe sie nicht ordentlich ausreden lassen, der Richter, der Muße habe, neunzig Bogen contra zu füllen, der hätte den „einzig gewichtigen Einwurf", den er gegen seine Ansicht statuirt, doch etwas gründlicher erörtern können, es sehe ja fast aus, wie

jene Rechnung, in der sich nur für einen halben Pfennig Brod zu einer unbilligen Menge Sekt fand — was auf eine entschiedene Vorliebe für das eine und wenig Geschmack am andern deute *).

Diese Bedenken können aber freilich über das Urtheil selbst nichts entscheiden! ein Rechtsmittel dagegen zu ergreifen, liegt den Theologen und Historikern, den Gelehrten ob, an Material kann es ja ihnen nicht fehlen, wir Laien müssen uns mit der Hoffnung trösten, daß Recht am Ende doch Recht bleiben muß! —

Wenn es aber auch wirklich, wie S. 68 mit großer Zuversicht behauptet wird, niemals bewiesen werden könnte, daß eins unserer Evangelien einem Apostel bekannt gewesen und von ihm anerkannt worden sei, was wir, wie gesagt, den Gelehrten zu erörtern überlassen, so bliebe nichtsdestoweniger ein Faktum zu erklären, ein Geschehenes, Vorhandenes, was aus der Weltgeschichte nicht weggewischt werden kann, wenn wir es mit den Beweisen über Ächtheit der Urkunden auch noch schärfer nehmen, als es Herr Strauß verlangt, wenn wir in folgerechter Anwendung seiner Grundsätze alle Bücher, nur so lange der Verfasser, Verleger und diverse

*) O monstrous! but one half penny worth of bread, to this intolerable deal of sack! —

Shakspeare King Henry IV.

Zeugen im Original mit vorliegen, für ächt gelten lassen und mit dem Geschichtsforscher Müller die ganze sogenannte klassische Litteratur als Produkte des Mittelalters, von Mönchen in müssigen Stunden fabrizirt, erklären. Wir mögen den Begriff von Beweis für die Ächtheit noch so rein fassen, noch so umfassend anwenden, so werden wir damit allerdings ein gutes Theil Geschichte los, nämlich alles, was nicht mehr mit Händen zu greifen vor uns liegt, — aber die christliche Kirche bleibt doch, als eine auf jene Urkunden gestützte Thatsache, als ein Gewordenes, noch Existirendes übrig, und wir gerathen bei der Erklärung des Faktums, wie diese, sammt ihrer Lehre von der Ächtheit der Evangelien, entstanden ist, immer wieder in die vorgedachte Auslegungsweise hinein, wo taschenspielerisch ein anderes Wunder untergeschoben werden mußte, um das erste zu erklären, wodurch die Aufgabe nicht allein nicht als gelöst betrachtet werden kann, sondern ein schier unauflösliches Ansehen gewinnt, womit dem Verstande sehr schlecht gedient ist.

Wie das historische Gerüst, wie S. 72 der Rest bezeichnet wird, den die Kritik von der heiligen Geschichte für jetzt übrig zu lassen angemessen findet:

„daß Jesus zu Nazareth aufgewachsen, von Johannes sich habe taufen lassen, Jünger gesammelt habe, im jüdischen Lande lehrend umhergezogen sei, überall dem Pharisäismus sich entge-

gengestellt und zum Messiasreiche eingeladen habe, daß er aber am Ende dem Haß und Neid der pharisäischen Partei erlegen und am Kreuze gestorben sei,"

wie diese Thatsache ausgericht hat, die Welt umzubilden, wie es irgend einem Menschen hat einfallen können, einen anderen Menschen, der nichts gethan, als was in diesem Inbegriff seiner Lebensgeschichte von Jesus gerühmt wird, für den Sohn Gottes, für den Erlöser und Herrn über Lebende und Todte zu halten, wie unmittelbar, nachdem er seinen Feinden erlegen, sich eine begeisterte Gemeinde hat bilden können, die nicht allein der Macht widerstand, die ihren Meister getödtet, sondern in einem in der Weltgeschichte nie in ähnlicher Weise vorgekommenen Kampf durch die geistige Gewalt ihres Glaubens an ihren Meister triumphirt hat, — dies Wunder begreiflich zu machen nimmt sich die S. 41 gegebene Erklärung: „daß die Gemeinde ihren Stifter um so begeisterter verehrte, je unerwarteter und tragischer er aus seiner Laufbahn herausgerissen worden ist," doch für den genügsamsten Verstand gar zu ungenügend aus, als daß wir sie auch nur unter der vorgedachten Rubrik, der taschenspielerartigen, gelten lassen könnten *). Das unerwartete tragische Herausreißen aus einer Laufbahn als sicherstes,

*) Vergl. unten von der Auferstehung.

festestes Mittel für das Gelingen einer Unternehmung, die unerwartete Unterbrechung eines Werkes für dessen Vollendung auszugeben und damit eine tief eingreifende Umwandlung in jeder einzelnen Seele der Gemeinde und in der Welt zu bewirken, das zu begreifen, wird der Vernunft viel schwerer, als zu glauben, daß der gekreuzigte Jesus wirklich auferstanden und den leiblichen Tod faktisch überwunden habe wie den geistigen, — daß er durch göttliche Kraft das Werk vollendet, um deswillen er in die Welt gekommen war. Dies ist der Stütz- und Mittelpunkt des ganzen Christenthums; einer kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu, die mit dem Verscheiden am Kreuze endigt, würde deshalb das wichtigste Hauptstück des Lebens fehlen, wenn auch das Skelett der Biographie etwas besser ausgerüstet wäre als das uns hier gegebene, das im Wesentlichen auf unzählige Menschen ungefähr eben so gut passen möchte als auf Christus.

Es enthält nichts weiter, als daß Jesus geboren wurde wie jeder Andere, mit guten Vorsätzen und hohen Plänen in die Welt getreten sei, einige Anerkennung seiner guten Eigenschaften, doch aber einen überwiegenden Widerstand gefunden habe, und, wie es gar manchem Sterblichen gegangen, der Macht seiner Gegner erlegen sei.

Immer aber würde noch mancherlei erforderlich sein, um aus solch verstümmeltem Gerippe ein Bild

des Lebens hinzustellen. Was uns dies kritische Museum aufbewahrt, ist nicht einmal ein Gerippe, sondern es sind nur einzelne todte Gebeine, die zu beleben ohne Wunder niemals gelingen wird.

Abstrahiren wir hier jedoch gänzlich von den inneren Gründen, welche für die Begeisterung der aufblühenden christlichen Gemeinde (welche als historisch vorhanden angenommen wird) doch existirt haben müssen, — da es sich allenfalls denken läßt, daß in einer begeisterten Gemeinde Sagen entstehen können, es aber aller Vernunft Hohn spräche, anzunehmen, daß durch schwankende Gerüchte eine begeisterte Gemeinde gebildet werden könnte, halten wir uns hier lediglich an die äußeren Thatsachen: daß solche Gemeinde, nachdem Jesus gekreuzigt worden, existirt hat und noch existirt, so werden wir nach durcharbeitetem Cyklus der mythischen Auffassung immer wieder auf das Problem zurückgeführt: dies Faktum zu erklären.

Es wird von der Kritik eingeräumt, daß Christus der Stifter der christlichen Gemeinde gewesen sei, dies würde indessen eigentlich nur eine Akkommodation und keine Wahrheit sein, denn wenn Jesus das unternommene Werk unvollendet und mißlungen hinterlassen hätte, so würde der eigentliche Stifter der Gemeinde nicht derjenige sein, der den ersten fehlgeschlagenen Versuch gemacht, eine Gemeinde zu stiften, die sein Tod auseinander sprengte, sondern

der große Ungenannte, dem die Stiftung der Gemeinde, wie sie in der Weltgeschichte seit jener Zeit besteht, wirklich gelungen ist. Bei dieser Auffassung müßten wir dann neue Nachforschungen anstellen, um zu begreifen, wie jener geheimnißvolle Unbekannte sein Werk angefangen und durchgesetzt habe; bleiben wir aber bei Christus stehen, so möchte der nüchternste Verstand doch wohl lieber, wenn er einmal nicht umhin kann, anzuerkennen, daß ein Faktum vorliegt, ein Faktum annehmen, welches vollkommen ausreicht, Alles zu erklären, als verschiedene andere, die ihm das Erstaunen nicht ersparen, wie ohne alle äußeren Succesſe ein solches Resultat möglich gewesen sei, und nachdem er sich bon gré malgré verwundert hat, gar nichts erklären, sondern ihn grade eben so klug lassen, wie er vorher gewesen. Sieht sich der kaltblütige Forscher nach ähnlichen Beispielen in der Geschichte um, so findet er, soweit er auch zurückgeht, nichts, was damit verglichen werden könnte.

Ist Christus nichts als ein Mensch wie jeder andere gewesen, so beruht das Christenthum auf einer Fabel, unbegreifliche Wunder bleiben aber dennoch in der Weltgeschichte, es giebt eine Betrachtungsweise dieser Wunder, die den vernünftigen Menschen bewegt, die Knie zu beugen, eine andere macht ihn den Kopf schütteln, das ist allerdings eine sehr verschiedene Weise der Auffassung:

die eine glaubt an einen Christus und durch ihn an das Christenthum, die andere fabelt von einer Christologie, ohne an Christus zu glauben. Diese letztere Betrachtungsweise wird Manchen, denen die erste nicht zusagt, als Asyl ganz willkommen sein, aber eine begeisterte Gemeinde dieser Konfession ist bis jetzt noch nicht vorhanden, und man erlaube uns zu zweifeln, daß sich eine solche bilden werde, bis wir sie sehen.

Wo immer ein wichtiges Ereigniß in der Weltgeschichte vorgekommen ist, da entsteht für die Zeugen der Begebenheit eine Aufforderung, das was sie erlebt mitzutheilen und für die fernen Geschlechter ein Interesse, die Kunde zu erforschen, zu bewahren und zu überliefern.

Diese Theilnahme an Dingen, welche ein mehr oder minder allgemeines Interesse darbieten, ist eine der ersten Regungen, die geistige Thätigkeit übe den auf den engern Raum der eigenen Existenz beschränkten Egoismus hinaus auszudehnen. Das erste ursprüngliche Mittel der Mittheilung ist immer die mündliche Überlieferung. Wir können diejenigen Nachrichten Sagen nennen, die, im Gegensatz gegen schriftliche Denkmale, nur auf mündliche Überlieferung zurückzuführen sind, auf die Wahrheit der Thatsachen an und für sich hat das keinen Einfluß, sondern nur auf die mehrere oder mindere Sicherheit, mit der die Kenntniß zu uns gelangte.

Ursprünglich geht die Sage, auch in unserem unermeßlich viel schreibenden Zeitalter, aller andern Mittheilung voraus.

Es wäre vollkommen verkehrt, behaupten zu wollen, daß eine Thatsache dadurch erst wahr würde, daß sie aufgeschrieben wird, hingegen ist es vollkommen richtig, daß in der beweglichen, tausend Variationen unterworfenen Form mündlicher Überlieferung alle Wahrheit gefährdet ist. Wein in offene Schalen gegossen wird nicht sicher aufbewahrt und kann leicht verfälscht werden, deshalb gießt man ihn in Flaschen und verpfropft und petschirt sie; durch das Einfüllen in Flaschen, Pfropfen und Petschiren wird aber kein Wein — und keine Wahrheit. Das Erstere wird niemand bestreiten, weniger evident scheint bei der heutigen Philosophie das Andere.

Eine Sage kann trotz aller Gefahr der Verfälschung sich sehr rein erhalten, wie z. B. die uralte Sage von einer großen Überschwemmung sich überall findet, wiewohl die Litteratur des Jahrs der Welt 1656 nichts darüber aufbewahrt hat. Es kann aber allerdings auch ein Mythus aus einer Sage werden, und solchergestalt etwas in der Nachwelt anders fortleben, als es ursprünglich entstand.

Finden sich nun feste Denkmale, Urkunden, Schriften, von Zeugen der Begebenheiten hinterlassen, oder von Personen gemacht, denen die Mittel, das Wahre von dem Falschen zu scheiden, zur Hand wa-

ren, so ist das, wenn man es ganz profan ausdrücken will — ein Glück.

Die Stiftung des Christenthums war (wie jeder Mensch einsieht, der außer seinem optischen oder spekulativen Spiegel noch irgend etwas anderes sieht als sich selbst) ein Ereigniß von solchem Interesse, daß sowohl Sagen sich damit beschäftigen mußten, als es auch, da es in eine Zeit fiel, wo schriftliche Mittheilung nicht fehlte, Schriften veranlassen mußte.

Die Kirche hat alsbald, wie sie sich organisirte, dafür gesorgt, das Ächte von dem Unächten zu unterscheiden; daß es mehrere Evangelien giebt, ist offenbar — um bei dem profanen Wort und von Allem entfernt zu bleiben, was an die Vierzahl angeknüpft werden könnte — ein Glück; wie es immer genauer unterrichtet, vier Zeugen zu hören, als nur einen einzigen.

Obgleich die ungläubige Kritik die Verschiedenheiten der vier Evangelien zu ihrem Vortheil auszubeuten sich alle mögliche Mühe giebt, so würde sie doch viel weniger Mühe haben, wenn nur eins existirte, dies zu verdächtigen. Der gläubigen Forschung ginge durch solche Reduktion viel verloren.

Die alte Kirche lehrt, der Geist Gottes habe die Bücher eingegeben, sie hat dies aber nie, wie die orthodoxen Moslim beim Koran, auf die Buchstaben angewendet, sondern Abweichungen im Ein-

zelnen stets als das genommen, was sie sind, als nothwendige Folgen der verschiedenen Auffassung.

Alle vier Evangelien stimmen im Wesentlichen zusammen; sie haben alle das miteinander gemein, daß sie Thatsachen erzählen und Lehren überliefern. Alle enthalten theils Aussprüche des Heilandes, theils eigene Bemerkungen des Verfassers, alle erwähnen Dinge, von denen sie nicht als Augenzeugen reden können, der Unterschied, den die Exegeten zwischen Augenzeugen und späteren Nachrichten annehmen, paßt in sofern nicht, daß man sich vorstellen könnte, einer oder der andere Evangelist erzähle nur was er selbst gesehen. Wer sich einigermaßen mit geschichtlichen Relationen abgegeben hat, wird wissen, daß: sich selbst überzeugt zu haben, bei tausend Gelegenheiten und insbesondere da, wo es auf den inneren Zusammenhang ankommt, etwas anderes und unendlich mehr werth ist, als: selbst dabei gestanden zu haben. —

Trotz allem, was bis heute gegen die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte aufgebracht worden ist, ist nicht der entfernteste Schimmer eines Beweises zu Stande gekommen, daß die vier Evangelien von Andern verfaßt worden, als von den Personen, denen sie die Kirche von jeher zugeschrieben hat. Es ist keine Kunst, zu behaupten, das Evangelium Lukas ist nicht von Lukas, und Johannes nicht von Johannes, so lange man uns nicht nachweist,

von wem es ist? fehlt der Kritik alles Gewicht. Bei einer ganz unbefangenen, ohne alle Voraussetzung unternommenen Betrachtung sollte es wohl jedem Leser klar werden, daß diese Bücher nicht lange nach den Begebenheiten gemacht sein können, und daß sie ganz anders hätten werden müssen, wenn in späterer Zeit sich ein Autor hingesetzt hätte, eine Geschichte der Begebenheiten, von denen er nur von weitern durch Hörensagen wußte, zu schreiben. Die Vorstellung, welche die Kritik des Dr. Strauß unablässig überall wieder erkennen will, daß sie nach Sagen zusammengetragen worden sind, erscheint durchaus widernatürlich; sie erklärt schlechterdings die Frage nicht genügend, wie die Sage ohne Faktum oder vollends aus einem ganz entgegengesetzten Faktum habe entstehen können? Aus einer trostlosen Niederlage kann keine Sage von einem Triumph entstehen, noch weniger ein wirklicher Triumph daraus werden; diese Vorstellung ist auch nicht der eigentliche Grundgedanke seines Buchs, sondern nur eine Aushülfe bei seinem Problem, das wir später betrachten werden.

Das ganze Werk zu kommentiren, ist, wie schon gesagt, von einem Laien nicht zu verlangen; um jedoch das Verfahren der Kritik bei den Hauptpunkten beurtheilen zu können, wollen wir ihr durch mehrere Abschnitte folgen, ohne uns jedoch genau an das Register des Straußschen Werkes zu halten, wir verweilen

1. bei einigen Punkten, wo wir unzweifelhaft etwas Sagenhaftes in den Evangelien vor uns haben;
2. bei der Betrachtung der Wunder;
3. bei der wichtigsten Thatsache für das Christenthum, der Auferstehung.

Von diesem historischen Schlußstein der christlichen Lehre wollen wir dann zur Betrachtung der neuen übergehen.



Zweites Kapitel.

Sagenhaftes und Wunderbares.

1. Geschichten, welche die Evangelisten nicht als Augenzeugen erzählen.

Die Geburt Jesu und Johannes.

Die destruktive kritische Bearbeitung des Lebens Jesu beginnt ihre Arbeit, wie es für ihren Zweck unstreitig sehr angemessen ist, schon vor der Geburt Jesu, ja sogar schon vor der Geburt des Täufers, da das Lukas-Evangelium mit dessen Lebensanfang anhebt. Der reale Zusammenhang des alten Bundes mit dem neuen, wie ihn die christliche Kirche glaubt, muß zerstört werden, um für den idealen Raum zu gewinnen, den die Kritik aus der alten Überlieferung durch die Sagen in die Mythen und aus diesen in's Evangelium konstruirt. Indem wir die Kritik beschäftigt finden, den Boden von allem Übernatürlichen zu säubern, tritt uns gleich in ihrer ersten Operation ein Prinzip entgegen, das wir trotz aller angekündigten Voraussetzungslosigkeit nicht füglich anders als eine Voraussetzung nennen können,

denn der Beweis dafür ist noch nicht da, nämlich die Vorstellung, daß der Kritiker nicht bloß genau weiß, was die göttliche Weltregierung etwa mit irgend einem Ereigniß gewollt haben könnte, sondern daß sie es besser weiß, als irgend ein schaffendes oder erschaffenes Wesen.

„Es würde kindisch sein, heißt es S. 88, die Zei-
„ten und Umstände, unter welchen Johannes ent-
„stand und sich heranbildete, deswegen alltäglich
„zu nennen, weil es ihnen an Verzierungen durch
„Engelerscheinnngen gefehlt hätte; was in solchem
„Zeitpunkte die intelligible Welt (?) für die unsrige
„thut, ist eben, daß sie außerordentliche Men-
„schengeister sendet, nicht daß sie Engel auf- und
„niedersteigen läßt.“ —

Um uns zu verständigen, wäre eine Erklärung zu wünschen, was unter der intelligiblen Welt gemeint ist, welche die außerordentlichen Menschengeister sendet? — Wir glauben, daß Gott sie sendet, und sind ganz damit einverstanden, daß es kindisch wäre, deshalb Zeiten und Umstände alltäglich zu nennen, weil keine Engel erscheinen; es wäre aber eben so kindisch, behaupten zu wollen, man wisse positiv, was Gott zu thun habe, um außerordentliche Dinge zu Stande zu bringen, es wäre aller Geschichte Hohn gesprochen, wenn wir die Zeiten und Umstände, in denen Johannes geboren wurde, alltäglich nennen wollten, und es scheint wenig Disposition zum Be-

greifen einer außergewöhnlichen Begebenheit vorhanden zu sein, wenn man darin nur die Verzierung sieht, und vor Eifer gegen diese sogenannte Verzierung gar nicht dazu kommen kann, das Wesentliche zu betrachten.

Das Hauptargument gegen die Erscheinung des Engels läuft auf die Frage hinaus, wozu bedarf es deren, um einem Menschen Gedanken zu bringen, die ihm von selbst nicht gekommen wären? Die vorangeführte Stelle scheint darauf hinzudeuten, daß die Philosophen dazu da wären, diesen Dienst der Engel zu versehen und (mit Verzierung nach ihrer Art) den Leuten Begriffe beizubringen. Nächstdem wird es getadelt, daß die Erscheinung sich inkorrekter Weise den Namen Gabriel beilegt, der nicht mosaisch, sondern aus dem Propheten Daniel hergenommen ist, endlich daß sie sich nicht als ein himmlisches Wesen zu benehmen weiß und in ein all zu „imperioses" Verfahren verfällt.

Das Verstummen des Zacharias wird für ganz überflüssig erklärt, und wenn allenfalls statuirt werden könnte, es sei für die Erziehung des verheißenen Kindes etwas besonders nöthig und zweckmäßig gewesen,

„so würde das zuviel voraussetzen, nämlich daß „alle große Männer, um zu solchen erzogen zu „werden, auf ähnliche Weise in die Welt eingeführt werden müßten." (S. 88.)

Natürlich! was dem einen recht, ist dem andern

billig! Sind um des einen großen Mannes willen keine Engel erschienen, wie kommt denn der andere dazu?! Man vergißt bei solchen Sentenzen, wovon die Rede ist, oder man weiß nicht, soll das Evangelium lächerlich gemacht werden, oder die Kritik, die so von der göttlichen Weltregierung spricht, wie wenn es gelte, einen Artikel über irgend einen Akt weltlicher Macht in ein Oppositionsblatt in aller Eil' zusammen zu schreiben, wo jeder Grund gut genug ist, wenn er nur nach irgend etwas klingt.

Reden wir ernsthaft von dem Ernsten. Gewiß ist es eine menschliche, unvollkommene Vorstellung von Gott, sich Ihn wie einen menschlichen König, in der Pracht seiner Würde thronend, umgeben von treuen (nicht abgefallenen) ihm dienenden Wesen zu denken; es ist ein Bild, bei dem sich jedoch mancherlei denken läßt, das eine Seite oder einen Punkt der göttlichen Weltregierung darzustellen sucht, in welchem eines Theils eine richtige Idee nicht zu verkennen, daneben aber eben so wenig zu läugnen ist, daß die Auffassungsweise auf irdischem Verhältnisse, nämlich auf der Vorstellung beruht, wie ein orientalischer Monarch von seinen Unterthanen verehrt wurde. Darauf deutet der Ausdruck „ich bin Gabriel, der vor Gott stehet.“ Fänden wir diesen Ausdruck von einem Gesandten eines irdischen Königs gebraucht, so wäre es ebenfalls abgeschmackt, daraus folgern zu wollen, daß damit gemeint sei:

die ganze Existenz des Königs und des Gesandten bestehe darin, daß der eine auf dem Throne sitzt und der andere seines Befehls gewärtig vor ihm steht. Wenn wir im heutigen Sprachgebrauch von jemand sagen: er gehört zu denen, die dem Könige nahe stehen, so versteht jedes Kind, daß damit nicht gemeint ist, er bringe sein Leben damit zu, dicht neben seinem König zu stehen — es ist bildlich, deshalb aber keineswegs unrichtig. Damit, daß wir das Bild, welches jener Vorstellungsweise entspricht, verwerfen, kommen wir der Vollkommenheit der Erkenntniß wenig näher, am allerwenigsten, wenn wir uns in der modernsten Weise Gott als einen Regenten denken, der nicht regiert; in dessen Reich die Gesetze von der Majorität der Notabeln gemacht, von einer Pairskammer, von Gelehrten aber verworfen werden können; der nichts ist, als ein Begriff, der Schlußstein eines Systems, von dem aber keiner seiner Staatsangehörigen weder etwas zu hoffen noch zu fürchten hat? Die göttliche Allmacht zeigt sich nicht größer im außergewöhnlichen als im gewöhnlichen Verlauf der von ihr geordneten Dinge, unsere Begriffe zeigen sich aber kleiner, wenn wir gegen alles protestiren, was uns nicht gewohnt und alltäglich ist.

So weit die Geschichte des Menschengeschlechts reicht, und überall wo das Bewußtsein im Menschen sich zu entwickeln anfängt, finden wir ein Bestreben,

sich eine Vorstellung von Gott zu machen. Die Vernunft strebt zu vernehmen, was außer dem Bereich der Sinne liegt, der eigenwillige Sinn sucht das Vernommene nach seinen Ansichten zu bilden. So entspringt aus dem ursprünglichen Bedürfniß der Erkenntniß Gottes die Verirrung der Abgötterei. Der Mensch trägt in seine Vorstellung von Gott sein unreines Verlangen mit hinein und macht sich Götter, denen er dient, damit sie ihm dienen sollen, wie er es will. Die Schriften des alten Testaments warnen, klagen und drohen gegen diese Verirrung, von der sie alle Sünden ableiten; das Evangelium bestätigt dies mit den Worten: „Gott hat Alles beschlossen unter den Unglauben.“ Das einzige Heil- und Verwahrungsmittel gegen jede Art von Abgötterei und Götzendienst liegt in dem festen Bewußtsein, daß wir Gott nicht in seiner Fülle begreifen, ihn nicht nach unseren Ansichten machen können, sondern daß wir an ihn und sein Wort glauben wollen.

Das Aufgeben der Voraussetzung, daß wir Gott völlig zu übersehen und zu beurtheilen vermögen, führt keineswegs dazu, — wie eine dialektische Wendung vielleicht einwerfen möchte, — das Denken an Gott und Göttliches überhaupt aufzugeben, es ist vielmehr die nothwendige Bedingung zum wahrhaften Anfang, denn von dem, was man bereits weiß, ist es verkehrt, sich um das Vernehmen noch viel zu bemühen.

Wir werden auf diesen Grundsatz aller Religion, daß Gottes Wort über der gewöhnlichen menschlichen Vernunft ist, und daß es unvernünftig sein würde, es darunter zu setzen, noch mehrfach zurückzukommen Gelegenheit haben; kehren wir zu der Erzählung zurück, an der die Kritik ihre erste Operation vornimmt.

Der Evangelist Lukas erzählt uns nicht, daß er die Worte, welche Zacharias und Maria durch den Engel des Herrn vernahmen, selbst aus dem Munde dieses Boten Gottes gehört, wie er sie niedergeschrieben, noch daß er diese Erscheinungen selbst gesehen habe; hier spricht er nicht als Augenzeuge.

Er giebt uns auch keine Theorie der Geisterkunde, noch Übersicht des Geisterreichs; er läßt sich auch nicht darüber aus, ob ein von Gott zu einem Menschen gesendeter Geist, wenn der Mensch statt der hebräischen Nation und Zunge einer anderen angehörte, sich anders ausdrücken würde, ob er sich darauf einlasse, ins gemeine irdische Leben einzutreten, so daß es jedem ihn nach Belieben zu besehen und mit Händen anzutasten frei stände, oder ob die Möglichkeit der Erscheinung an besondere Bedingungen geknüpft sei? Was uns der Evangelist von der Engel-Erscheinung erzählt, ist mit einfachen Worten ausgesprochen:

es wurde durch Botschaft Gottes einem Menschen etwas offenbaret, was er aus eigener unmittel-

barer Wahrnehmung nicht erfahren konnte, da es Dinge betraf, die damals noch nicht vorhanden, und nach dem gewöhnlichen Gange der Natur nicht zu erwarten waren.

Ehe die Kritik das sehr geistreiche, aber doch unfruchtbare Unternehmen beginnt, die Wesen, die nicht Menschen sind, für etwa vorkommende Fälle zurechtzuweisen, und ehe sie sich weitläufig über das ergeht was sie für Verzierung erklärt, und es schließlich wegwirft, möchte sie sich doch an das halten, was die Menschen betrifft und was in der Erzählung offenbar das Wesentliche ist, nämlich: daß dem Menschen ein Blick in die Zukunft verliehen wurde.

Ehe über die Möglichkeit der Engelerscheinung für alle Zeiten abgesprochen wird, (daß deren nicht einem jeden alle Tage erscheinen darüber sind wir einverstanden) wäre es sehr wünschenswerth Antwort auf die Frage zu vernehmen:

1. welche Bewandtniß es mit dem Blick in die Zukunft habe? ob, nach der neuen Ansicht, Gott von dem Zukünftigen nur eben so viel weiß wie wir? in welchem Punkt der Ungelehrte sich ohne Anmaßung mit dem Gelehrten auf eine Linie stellen kann, denn ob wir morgen noch leben werden, wissen wir doch beide nicht gewiß.

Ob Gott etwa auch erst aus den Büchern, die wir schreiben, und den Systemen, die wir

machen, erfährt was auf Erden vorgeht, oder ob er es weiß, ehe es geschieht?

2. Ob es für den Menschen eine Möglichkeit giebt, Zukünftiges vorher zu wissen, und ob solche Kunde auf wissenschaftlichem Wege zu erlangen, oder nur für einzelne Punkte als eine Gabe von Oben anzusehen sei,

3. oder ob überhaupt aller und jeder Blick in die Zukunft geläugnet wird, so daß nichts als eine allgemeine Vermuthung statuirt würde, womit in jedem speziellen Falle nichts anzufangen ist? —

Die alte christliche Ansicht beantwortet diese Fragen im Allgemeinen ohne alles Bedenken dahin: daß Gott das Zukünftige weiß wie das Gegenwärtige, daß der Mensch aber ein Narr wird, wenn er sich einbildet, er müsse das alles eben so ergründen können, daß ihm vielmehr für diese Welt der Glaube genügen muß, daß eine heilige Vorsehung über ihm wallte, der es allerdings auch möglich sei, ihm zu offenbaren was zu seinem Heil dient. —

Über das Einzelne werden die Antworten bedeutend variiren, die Möglichkeit des Fernsehens, einer Wahrnehmung, die über die gewöhnlichen Schranken des menschlichen Daseins hinausreicht, oder durch eine Spalte der Hülle hindurchblickt, ist in die acta eruditorum eingetragen und gilt in jetziger Zeit wieder für wahr und keineswegs veraltet, so daß es Zeit wäre, eine andere Ansicht an diese Stelle

zu setzen. Engel werden zwar heut zu Tage bei den Experimenten nicht zugelassen, Gespenster hingegen (mitunter von höchst anstößigem Benehmen) erfreuen sich einer sehr liberalen Toleranz. Der Schreiber dieses gesteht, daß er nicht zu denen gehört, denen jemals ein Geist, Engel, Teufel noch Gespenst erschienen, je besonders wunderbare Träume, Ahndung, noch Gesichte zu Theil geworden sind, noch zu denen, welche danach gesucht, geforscht und verlangt haben, er gesteht sogar, daß er einen sehr großen Theil der über dies dunkele Gebiet kursirenden Berichte für verstellt, unrichtig, viele gradezu für Fabelei hält; dennoch erklärt er es unbedenklich für eine willkührliche Beschränkung (oder Beschränktheit) ohne Weiteres zu behaupten: es ist nichts Wahres an allem dem, und was ich nicht erlebt, gesehen und erfahren habe, das existirt überhaupt nicht; er glaubt vielmehr, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als unsere Philosophie sich denkt.

So deutlich wir die Schranken der Menschheit erkennen, so einleuchtend ist es doch, daß innerhalb dieser Schranken eine unendliche Verschiedenheit der Fähigkeiten in mannichfacher Richtung statt findet. Wie Mancher reist durch ein Land und sieht nicht, was ein Anderer sehr deutlich bemerkt; wie Mancher hört eine Rede an und versteht nicht was ihr eigentlichster Sinn ist; wie Mancher hat das Evan=

gelium gelesen und erfährt nichts von dem, weshalb es geschrieben wurde. Gewiß wäre es eine kindische Vorstellung, daß Gott einen Engel in sichtbarer Gestalt senden und durch seinen Mund reden lassen müßte, um einem Menschen einen Gedanken zu senden, auf den er im gewöhnlichen Leben nicht gekommen wäre; aber ist es denn nicht eben so kindisch, zu behaupten: Er kann diese Weise der Offenbarung nicht wählen, denn es giebt keine Engel, die vor seinem Thron stehen; er sitzt auf keinem Thron u. s. w. u. s. w.

Wenn dem Zacharias nun kein Engel im Tempel erschienen, sondern nur nach gemeiner Art heutiges Tags zu reden, ihm mit einem Male eingefallen wäre, seine Frau werde einen Sohn gebären und er solle ihn Johannes heißen, so wäre ja das Wunder dem Wesen nach eben so unbegreiflich und übernatürlich; um nun aber zu sagen, das ist eben so wenig wahr, weil es eben so undenkbar ist — wozu bedarf es denn dazu so vieler Zurüstungen und solchen Aufwands? man drehe doch lieber das sola fides sufficit ganz einfach um, und erkläre ohne Umschweife: ich will es nicht glauben, ich will euch etwas ganz anderes lehren, stat pro ratione voluntas, so weiß man alsbald, woran man ist.

Unbillige und unnütze Grausamkeit ist es, wenn diese Kritik uns nöthigt, den ganzen Kram der sogenannten natürlichen Erklärungs-Versuche mit in

den Kauf zu nehmen. Die meisten dieser Kunststücke sind Produkte furchtsamer Heuchelei und geistlosen Unglaubens, der sich das Ansehen erhalten wollte, als würde das Evangelium damit nicht umgestoßen; um nicht vom Amt gejagt zu werden in einer Zeit, wo es der Menschen wegen bedenklich schiene, gegen Gott zu rebelliren.

Dr. Strauß ist uns unendlich lieber als diese Vorarbeiter, die er — ihm zur Ehre sei es gesagt — verachtet, wie wir, wenn er auch wissenschaftliche égards gegen sie hat, denen wir weniger unterworfen sind. Er will uns nicht mit seiner Lehre zum Besten haben, wie jene als Priester verkleideten Komödianten, deshalb verlohnt sichs der Mühe, gegen seine Ansicht zu kämpfen; was er uns giebt, ist seine — wie wir nicht zweifeln — aufrichtige Ansicht, was jene uns als Reste vom Christenthum bieten, ist mehr Lüge als Irrthum, mehr Absicht als Ansicht.

Über die Kapitel, die sich mit der Geburt und Abstammung des Heilandes beschäftigen, ist hier nur Weniges zu sagen.

Der Gang der Kritik ist von Anfang bis zu Ende, von der Verkündigung Johannes des Teufers bis zur Himmelfahrt, darauf gerichtet, ein Stückchen nach dem andern als Mythus bei Seite

zu bringen; es werden Beweise und Experimente verlangt, die eben so unmöglich gelingen können, wie wenn man arithmetische Beweise für die Farbe verlangen, oder durch optische Experimente das Gewicht eines Dinges prüfen wollte. Ein Beispiel dazu geben die Genealogien. Da diese in Zeiten, wohin unser Auge nicht reicht, nicht so mit Belegen versehen sind, daß sich jede Undeutlichkeit klar machen ließe, so sind sie unächt; da deren zwei vorhanden sind, so wird die Annahme, daß die eine die der Maria, die andere Josephs sei, verworfen, und beide sind um so gewisser unächt, da deren zwei vorliegen. Ein Advokat würde mit solchem Schluß vor Gericht, wenn es sich um eine Erbschaft und Testament handelte, schwerlich viel ausrichten; mögen die Gelehrten sehen, wie weit sie kommen, diese Angelegenheit in's Klare zu bringen, wir Laien können uns das Kopfbrechen darüber ersparen.

Anders ist es mit der Kunde von der Geburt des Heilandes.

Über dies Kapitel zu reden, ohne entweder sich in Mysterien zu verirren, oder der Trivialität des gemeinen Lebens allzunahe zu kommen, ist schwer; deshalb rathsam darüber zu schweigen, wenigstens den Gegenstand selbst, wo nicht unberührt, doch unprofanirt zu lassen. Das was über die kritische Bearbeitung dieses Kapitels gesagt werden muß, wird sich deshalb auf wenige Bemerkungen beschränken.

Die Kritik handthiert alsbald in der Geschichte mit ihrem Maßstab von Unzweckmäßigkeit und Undenkbarkeit nach Herzenslust herum, sie handhabt ihn gerade bei diesem Gegenstand auf eine erstaunliche Weise. S. 153 wird der zureichende Grund unbegreiflich gefunden, weshalb um der Erlösung des Menschengeschlechts willen, eine Abweichung von den physiologischen Gesetzen nothwendig gewesen wäre. Was die physiologischen Gesetze anlangt, so finden wir da gleiche Schwierigkeit des Begreifens bei der Erschaffung des ersten Menschen, und was den Zweck anlangt, so haben wir bisher geglaubt: die Liebe Gottes habe es wirklich der Mühe werth gefunden, um unsertwillen von dem Gesetze abzuweichen, (wenn dieser etwas lahme und hinkende Ausdruck beibehalten werden muß). Von der Kritik, der die Liebe Gottes so wenig begreiflich ist, hat die gewöhnliche Naturkunde wenig Aufschlüsse, die Weltgeschichte gar keine, die Theologie aber allerdings eine radikal neue Grundlage zu erwarten.

Das so hoch angeschlagene Bedenken wegen der Fortpflanzung der menschlichen, der Sünde zugänglichen Natur, die als Erbtheil der Mutter auf den Menschen-Sohn übergegangen wäre, hat bekanntlich in der christlichen Kirche viel Streit und Grübeln veranlaßt; dem wird indessen durch die Lehre abgeholfen, daß in Christus die menschliche Natur mit dem göttlichen Wesen vereint erscheinen sollte,

da der Erlöser nicht, wie der griechische Mythus von der Minerva erzählt, urplötzlich aus dem Haupt des Zeus entsprungen, sondern als ein Kind von einem menschlichen Wesen geboren werden sollte.

Wie jedem Menschen seine eigene Kindheit nicht als historisch bearbeiteter Boden vorliegt, sondern als ein Gebiet, aus dem Erinnerungen und Sagen herüberklingen, die jedoch kein vernünftiger Mensch deshalb für unwahr hält, weil er sich des Einzelnen nicht genau bewußt ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß die Evangelisten von der Kindheit Jesu nicht als Augenzeugen reden können und eine Menge von Fragen unbeantwortet lassen, die wir wohl an sie richten möchten; da sie sich allerdings auf höchstwichtige Punkte beziehen. Es ist schon der kritischen Behandlungsweise gedacht worden, wir können nicht umhin, hier auf diese Taktik zurückzukommen, die gerade in diesem Abschnitte, wenn man es so nennen will, Meisterstücke macht.

S. 190 wird eine weitläufige Untersuchung über die Personen, welche Brüder Jesu genannt werden, von denen es zweifelhaft ist, ob Vettern oder Söhne Josephs aus früherer Ehe gemeint sind, mit dem Resultat geschlossen: daß die Verhältnisse dieser Personen nicht klar auszumitteln seien. Nichts destoweniger wird daraus: daß über diesen Punkt Unklarheit stattfinde, was auch bei etwas verwickelten

Verwandtschafts- und Namens-Verhältnissen eher eintreten als ausbleiben könne (ein Ausspruch, in dem wir bestätigt finden, was uns längst schon so vorkam), S. 191 folgender Schluß gezogen:

„Wir haben also keinen Grund zu läugnen, daß Jesu Mutter ihrem Gatten außer Jesu noch mehrere Kinder geboren habe; jüngere und vielleicht auch ältere, letzteres weil die Angabe, daß Jesus der erstgeborene Sohn gewesen sei, so gut zur Mythe als neutestamentlichen gehört wie, daß er der einzige gewesen, zu ihr als patristischer!"

Der Umstand, daß niemals weder von Freund noch Feind an einen älteren Bruder gedacht worden ist, daß daran nicht gedacht werden kann, ohne — abgesehen von allem Übrigen — alle Berichte über die Verhältnisse geradezu für lügenhaft zu erklären, daß da, wo es doch am ersten zu suchen wäre, in der Kindheitsgeschichte Jesu, überhaupt von Brüdern keine Rede ist, dies und manches Andere würde wohl in Betracht kommen müssen, wenn es hier auf eine Behauptung oder auch nur auf eine nicht ganz aus der Luft gegriffene Hypothese abgesehen wäre. Der Kritiker, der ausschließlich nur für Gelehrte schreibt, wird seinem Publikum nicht anmuthen eine ernstlich gemeinte wissenschaftliche Meinung in dem angeführten Satz zu erkennen, wir müssen vielmehr annehmen, daß er ihn nur so hingeworfen, oder

wie es einem Laien wohl begegnen kann, sich habe hinreißen lassen, etwas zu sagen, was nicht so ernstlich gemeint ist, wie es aussieht.

Sollte aber eine taktische Ansicht dabei gewesen sein, so ist, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, das Manöver gar nicht übel. Es giebt Fälle, wo mit einem Freikorps, keck und kühn in's feindliche Land entsendet, ein Zweck zu verfolgen ist, den mit einer soliden Operation zu erreichen, keine Hoffnung gehegt werden kann. Wird solches Häufchen aufgerieben, so ist der Schaden nicht groß, inzwischen kann es mancherlei Schaden anrichten, die Leute confuß machen, als ob wunder etwas dahinter wäre, u. dgl. m. Einem solchen vorgeschobenen Streifcorps sieht jenes „vielleicht" nicht unähnlich. Nicht eben aus Kerntruppen gebildet, nichts weniger als musterhaft in Bezug auf die Disciplin (mögen die Männer der Wissenschaft und des Krieges jeder sich dabei die seine denken), nicht zu ernstem Kampf bestimmt, aber behende darauf ausgehend, einen guten Fang zu machen, wenn es angeht. — In dem Gebiete der niederen Taktik würde ein Kriegsmann allegorisch sagen, der Schuß trifft zwar nicht, aber er war gut gemeint, er war nach dem Herzen gezielt. —

Minder glücklich als die Richtung dieses „vielleicht" scheint die Basis gewählt, von der es ausgeht: „wir haben also keinen Grund zu läugnen." — Diese Negation der Negation wird zwar zur Unter-

stützung einer überraschend neuen Wahrscheinlichkeit gebraucht, — das mag recht geschickt sein, doch wäre anzurathen gewesen, diese Wendung in diesem Buche nie zu brauchen; wenn man sie zusammenhält mit vielem Andern, was geläugnet und immer wieder mythisch aufgefaßt und wieder geläugnet wird, so fällt dem Leser dies „wir haben also keinen Grund zu läugnen," gar oft gerade da ein, wo es der Kritiker nicht haben will. Es ist ein taktischer Fehler seine Waffenvorräthe so preis zu geben. —

Genug von diesem Vielleicht. Bescheiden wir uns, daß jeder Autor das Recht haben müsse, seine Vielleicht zu verwenden, wie er will, und nicht wie es der Leser will. — Bleibt diesem ja doch das Recht über seine eigenen Also zu disponiren. —

Das Evangelium lehrt, die erbittertsten Gegner zu lieben, was einem Weltkinde sehr schwer zu begreifen ankommt; viel eher wird unser Einem die Lehre der Weltklugheit geläufig, das Richtige, Gute und Wahre anzunehmen, woher es auch kommen möge; dieser Lehre eingedenk, halten wir uns an das sehr richtige, S. 171 angeführte Wort: „daß doch nie an den Körper Jesu mehr, als an seinen Geist gedacht werden möchte" — und lassen alles Weitere, was die scharfsinnige Kritik über die Erzeugung und Geburt des Heilandes zusammenbringt, unerörtert.

Taufe und Versuchung.

Also, von der Ordnung der kritischen Bearbeitung abweichend, wenden wir uns vom Leiblichen zum Geistigen, vom Beginn des irdischen Lebens Jesu zum Beginn seines messianischen Lebens, zu seiner Taufe, einige Bemerkungen über die Sagen des 1sten Abschnittes später nachzutragen, vorbehaltend.

Hoffentlich erwartet hier niemand eine gelehrte Abhandlung über das Verhältniß des Täufers zu Jesu, eine Auseinandersetzung, wann und wie der Gedanke an den erschienenen Messias zuerst zum Bewußtsein gekommen und ausgesprochen worden sei; eine Untersuchung der Art würden wir, selbst wenn sie noch lebende Personen beträfe, als eine Versuchung der Vernunft ablehnen, wenn wir die betreffenden Personen nicht selbst danach fragen könnten.

Alle Geschichtsforschung geht von dem Verlangen aus, den Zusammenhang der Dinge wo möglich recht genau kennen zu lernen, je mehr man sich damit beschäftigt, desto deutlicher lernt man mit den Ergebnissen der Forschung auch die Hindernisse kennen, überall bis auf den innersten Grund zu schauen; man lernt sich beschränken, um nicht Unmögliches und Verkehrtes zu fordern.

Wollte aber die historische Kritik alles als nicht geschehen wegwerfen, von dem sie nicht vollständig übersieht, wie es dabei zugegangen, so würde unsere Historie sich alsbald höchstens auf das beschrän-

ken, was gestern vor unseren Augen geschah, und alles Andere könnte, mit dem Wort abgefertigt, mit dem Tacitus seine Germania schließt: cetera jam fabulosa, quod ego ut incompertum in medium relinquam, in blauen Duft verschwimmen.

Das Talent für die Historie, wir meinen hier das Talent für die Geschichtsforschung und Darstellung, beruht hauptsächlich darauf: die richtigen Mittel und Wege zu wählen, um zu einer möglichst klaren Anschauung zu gelangen, es ist durchaus positiver Natur. Das Sehen ist eine große Hauptsache dabei, und mit dem Geist, der stets verneint, ist in der Geschichte so wenig anzufangen, und noch weniger fertig zu bringen, daß man einen Historiker, der sein ganzes Talent nur darauf verwendete, uns zu demonstriren, dies könne nicht so und nicht so gewesen sein, und wenn wir ihn endlich verzweiflungsvoll fragen: nun wie ist es denn eigentlich gewesen? uns belehrt, er sehe eigentlich gar nichts, es sei nichts gewesen, was der Rede werth wäre, die Leute hätten sich das so nur nachher ausgedacht, — daß man solchem Geschichtslehrer in der Überzeugung, daß Geschichte von ihm nicht zu lernen sei, wohl zurufen möchte: „was anderes suchen zu beginnen!“ —

Möge man annehmen, Johannes sei zweifelhaft gewesen oder geworden, ob Jesus der verheißene Messias sei, oder was immer für einen Grund er

gehabt haben möge, seine Jünger zu Jesus zu schikken, aber — welcher Erfolg läßt sich von Forschungen erwarten, die Bedenken aufstellen, wie wir S. 333 eine Probe finden:

„Allein, wie konnte Johannes hoffen, daß seine Abgesandten Jesum zufällig im Wunderthun begriffen antreffen würden?"

Ist das wissenschaftlicher Ernst oder ist es ein anmuthiger Scherz? In einer wie in der anderen Qualität hätten wir, ohne unbescheiden zu sein, wohl etwas Besseres verlangen können.

Ernsthafter und für das Christenthum wichtiger als dies, und als Alles, was die Evangelien über den Täufer sagen und was die Exegeten dazu zu bemerken finden, ist die Betrachtungsweise, welche das 2te Kapitel des 2ten Abschnitts über die Taufe enthält. Was dabei Wunderbares vorkommt, wird beseitigt, — das versteht sich von selbst.

Von den Wundern im Allgemeinen wird nachher die Rede sein, hier übergehen wir alles, was einem Wunder ähnlich sieht, und bleiben dabei stehen, warum hat Jesus sich von Johannes taufen lassen?

Aus dieser mit der Versuchung in ein Kapitel zusammengeknüpften Untersuchung wird abgeleitet, daß Jesus in diesem Zeitpunkt nichts davon gewußt habe, daß er der Messias sei, woran sich dann der Schluß knüpft, daß dieser Gedanke überhaupt erst

später entstanden und daß Jesus überhaupt nichts als ein Mensch, wie wir alle sind, gewesen sei.

Es genügt nicht, daß Jesus wie jeder Andere erzeugt und geboren worden, er darf sogar kein ausgezeichnetes Kind gewesen sein, weshalb die Erzählung, daß er als Knabe im Tempel sich nicht wie ein gewöhnlicher Knabe betragen habe, auch noch mythisch genannt wird, was übrigens unnöthige Vorsicht ist, denn wenn das ganze Leben und die Auferstehung uns abdisputirt wird, was soll uns das Kind im Tempel helfen? — Alles dies genügt nicht, Jesus muß bei seiner Taufe ein Sündenbekenntniß abgelegt, haben und wenn ihm die Worte, aus besonderer zarten Rücksicht erlassen werden, so müßten „doch die Gebärden derer, welche „in die reinigende Fluth hinabstiegen und wieder auf„tauchten, die von Büßenden sein, und wenn Je„sus diese auch nur stillschweigend mitmachte, ohne „sie auf sich zu beziehen, so konnte er von Simu„lation nicht frei gesprochen werden."

Wir können uns nicht rühmen, eine positive Behauptung vor uns zu haben, daß es so geschehen sei, dergleichen giebt uns die Kritik nur sehr dürftig, es ist nur ein Wenn, was wie gesagt, nur dazu dienen soll, darzuthun: daß Jesus bei seiner Taufe nicht daran gedacht hat der Messias zu sein; da nun bei der Taufe nichts Besonderes vorgefallen sein kann, was einen Abschnitt begründet, so wären wir damit

des Gedankens an den Messias aus der Geschichte vorläufig los, bis er als Sage wieder hinein kommt, und in diesem Gewande hat er nicht viel zu bedeuten.

Sollte es nicht jedes vernünftige Kind begreifen, daß die Frage: warum hat Jesus sich von Johannes taufen lassen, nur ein Theil von der ist, warum ist er ein Mensch, in jenem Lande, in jener Zeit gewesen? ist er nichts anderes als ein Mensch gewesen, so ist die ganze Untersuchung vollkommen überflüssig, ist aber, außer dem Menschlichen, Göttliches in ihm gewesen, so kommt es ja offenbar darauf an, das Räthsel im Ganzen zu lösen, und es ist der verkehrte Weg, nach einem Buchstaben des Worts zu suchen, ehe man das Wort selbst zu erklären vermag.

Das Wissenwollen, was Jesus bei seiner Taufe über Sünde und Sinnesänderung gesagt, gedacht und durch Gebärden ausgedrückt haben soll, ist ein Beispiel von inquisitorischer Strenge, daß man fast versucht würde: es auch für einen Spaß zu halten (wie S. 389 die Gasse, durch die der Geist herunter kommen mußte), wenn die Gravität und Würde der Kritik dergleichen Auffassungsweise zuließe.

Die Versuchung.

Die Taufe führt uns auf die Versuchung.

Unstreitig eine sehr dunkele Geschichte, welche das innerste Leben angeht, worüber die Chronologie festzustellen höchst schwierig ist, welche in der

Wüste ohne Zeugen, die wir verhören könnten, vorgegangen, worüber kein Tagebuch vorliegt, worüber die eigenen Worte Jesu von den Evangelisten nicht angeführt werden, — also ein weites Feld für verschiedene Auslegungen.

Die Losung der orthodoxen Auffassung, sich kein Jota rauben zu lassen, reicht hier schwerlich aus, da gerade bei den Vorgängen des inneren Lebens der Buchstabe gewiß nicht das Entscheidende sein kann.

Die Kritik, so stolz sie auf diese Beschränktheit herabsieht, verschmäht doch nicht auch innerhalb dieser Schranken ihr Banner flattern zu lassen; sie macht auf die große Schwierigkeit aufmerksam, „sich auf das Dach des Tempels zu stellen, wegen der vergoldeten Spieße, mit denen es (nach dem Josephus) besetzt war" — ein Bedenken, welches wenig glücklicher gewählt ist, als die auf derselben Seite mit gebührender Verachtung abgewiesene Erklärung, der Teufel habe die Reiche der Welt dem Heiland auf einer Karte gezeigt, wozu beide allerdings nicht erst auf die Zinne des Tempels noch auf einen hohen Berg zu steigen brauchten. In ähnlichem Geschmack ist die Bemerkung über die Engel auf der folgenden Seite, wo „abgesehen von dem Zweifel daß Engel existiren", doch kein anderes Dienen von ihnen verstanden werden kann, als „Darreichung von Nahrungsmitteln", — freilich! einer ausgehungerten,

abgemagerten Phantasie müssen alle Wesen zweifelhaft, unnütz, obsolet vorkommen, die nichts zu essen bringen?

Bei manchen Gelegenheiten wird es dem Leser recht sauer gemacht, die Ökonomie der Kritik zu begreifen; zuweilen ein Aufwand von Scharfsinn, der überflüssig scheint, da er gegen Dinge gerichtet ist, über welche gar nicht zu streiten ist, zuweilen wird aber auch so sparsam gewirthschaftet, daß man vermuthen möchte, die guten Gründe würden alle en reserve gehalten und nur solche vorgebracht, an denen nicht viel zu verderben wäre.

Der wesentliche Inhalt der Erzählung von der Versuchung, deren Johannes gar nicht, Markus nur mit wenigen Worten, Matthäus und Lukas aber mit einiger Verschiedenheit erwähnen, ist, wenn wir ihn auf das möglichst Einfache reduziren, Folgendes:

Ehe Jesus sein Werk begann, ward er versucht und zwar auf dreifache Weise:

1. Der sinnlichen Natur zu folgen, sich Brod zu schaffen, da ihn hungerte:
2. außerordentliche Dinge vorwitzig durch Mißbrauch seiner geistigen Gewalt zu probiren, und
3. irdische Herrschaft, Macht und Herrlichkeit, durch Lossagung von Gott und Anbetung des Teufels zu erwerben.

Es wäre keine schwere Aufgabe, diese Erzählung symbolisch aufzufassen und sie auf das innere Leben

des Menschen überhaupt anzuwenden. Sehen wir zunächst, was die Kritik damit macht? Die Frage: wozu sollte diese Versuchung dienen? führt uns, wir mögen wollen oder nicht, auf eine Vorfrage zurück, deren Beantwortung vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit (wie der Mensch diesen Begriff in seiner weitesten Ausdehnung nehmen kann) immer ein schweres Problem bleibt, mit dem in dieser Welt noch keiner fertig geworden ist, nämlich auf die Frage: wie kam das Böse in die Welt? wozu soll die Versuchung überhaupt (nicht bloß diese oder jene, sondern jede) dienen? wenn wir den Ausdruck beibehalten, der eigentlich nicht ganz passend für einen Begriff ist, mit dem uns wenig gedient ist, den wir aber doch im eigentlichen Sinne des Worts nolens volens (da die Versuchung damit anfängt, den Willen zu spalten, der doch mit sich selbst einig sein sollte) als vorhanden anerkennen müssen.

Es bedarf der Thiere nicht, deren im Evangelium Markus Kap. 1, 17 beim Aufenthalt Jesu in der Wüste zwischen dem versuchenden Satan und den dienenden Engeln erwähnt wird, (von denen Hr. Strauß S. 402 nicht zu sagen vermag, was Markus damit will, und mit einer Demuth, die ihn sonst nicht drückt, gesteht, sich vor der Hand bescheiden zu müssen in den Sinn dieser Angabe eindringen zu wollen), es bedarf dieses Zuges nicht, um bei der Versuchung Jesu an die Versuchung Adams zu

denken, ein Laie, der nie erfahren, was die Gelehrten dazu sagen, ob sie das einen mystischen, abenteuerlichen oder was immer für einen Zug nennen, darf nur an seine eigenen Versuchungen dabei denken, so ist es so abenteuerlich nicht, daß er die Gedanken an die Unschuld des Paradieses mit denen an den Heiland und mit der Versuchung, welche die urchristliche Überlieferung als ihm widerfahren darstellt, zusammenknüpft.

Übrigens läßt sich bei den Thieren, deren Ernährung dem gelehrten Forscher so vieles, und leider diesmal ganz erfolglos gebliebenes, Kopfbrechen gemacht hat, mancherlei denken; unter andern, daß der Mensch zum Bilde Gottes geschaffen und unbezwungen von der Sünde gedacht, (eine Mystik, die vor dem Richterstuhl der Weltweisheit, die es noch der Mühe werth hält, sich mit Religion zu beschäftigen, auf Gnade und Toleranz rechnen darf), was ungefähr dasselbe sagen will, als Adam im Paradiese, nicht bloß zu den Thieren in einem „eigenthümlichen" Verhältniß gestanden habe, nämlich in einem andern als wir heut zu Tage; sondern daß er über die gesammte Natur eine wesentlich andere Macht gehabt haben mag, als wir uns dermalen, nachdem unsere Vorfahren sie verloren, wieder erworben zu haben, uns rühmen können.

Mitten in dem Triumph über den durch Blitzableiter, Kompaß und Dampfmaschine bezwungene

und beherrschte Natur, bleibt das fatale *memento mori* ein wahrer Pfahl im Fleisch; der Überwinder der äußeren Natur wird von der eigenen höchst selten wie ein Gebieter behandelt, kaum fängt er an, die Fülle seiner Kraft zu fühlen, so fängt sie schon wieder an, ihm allmälich, aber unaufhaltsam, zu entschwinden, und wenn das hohe kräftige Alter, das die Patriarchen erreichten, mythisch aufgefaßt werden soll, so bleibt so viel unzweideutig gewiß, daß das jetzige Geschlecht ohne poetische Fiktion den Blumen des Feldes an Vergänglichkeit vergleichbar ist, und die Klassifikation und Behandlung seiner Krankheiten ihm jetzt eine ähnliche Beschäftigung gewährt, als Adam die lebendigen Thiere, als „er sah wie er sie nennte" *).

Man könnte sich allenfalls damit beruhigen, daß beim Aufenthalt in der Wüste das Wesentliche in der Abgeschiedenheit vom Treiben der Menschen besteht, wir nennen ja das Land wüste, welches ohne menschliche Kultur und menschlichen Verkehr ist, die asiatischen, syrisch-arabischen Wüsten sind nicht, wie die afrikanischen zum Theil, völlig leblos, so daß

*) Ein Sinngedicht könnte das so ausdrücken: daß Adam im Buche des Lebens las, und wir in den nachgelassenen Schriften des Todes blättern; von jenem sind uns Fragmente geblieben, von diesen war damals noch keine *editio princeps* erschienen. Sie existirten höchstens nur als Manuscript in dem geheimnißvollen Verwahrsam des Autors.

sich kein Thier da aufhalten könnte; hätte der Evangelist zur Bezeichnung der Abgeschiedenheit in der Wüste gesagt: daß Jesus in dieser Abgeschiedenheit kein lebendes Wesen gesehen habe, als den Satan und Engel, so würde die Kritik sofort die Antilopen, Gazellen, Schakale und diverse Vögel vermißt, die Übertreibung, Unnatürlichkeit und Undenkbarkeit getadelt haben, und am Ende, mit oder ohne Thiere, zu demselben unabänderlich vorher bestimmten Resultat gelangt sein.

So zufällig und arm an Bedeutung pflegen die Worte der Evangelien indessen nicht hingestellt zu sein, und es läßt sich auch bei diesen mehr als eine geographische, zur Schilderung der Wüste gehörige Notiz denken.

Führt uns jenes erste Fragezeichen an die äußersten Anfangspunkte der Geschichte des Menschengeschlechts zurück, wo sie uns mit der Weisung stehen läßt: daß man einen stellvertretenden, erlösenden Werth der Versuchung doch wohl nicht werde behaupten wollen, und mit dem, im Munde eines gelehrten und klugen Mannes überraschenden Gemeinplatz: „daß Gott nicht erst nöthig gehabt hätte, Jesum auf eine Probe zu stellen"; so stoßen wir S. 406 auf ein anderes Fragezeichen, nach den innersten Falten des Menschenherzens hingewendet, welches das Bedenken anregt:

ob das Fasten nicht eine Art von Herausforde-

rung des Satans war, eine Vermessenheit, wie sie auch dem seiner selbst Gewissesten übel ansteht?

Daß es dergleichen Vermessenheit giebt, das können wir wahrlich nicht läugnen, wenn wir eine Bemerkung in diesem Buche unbedenklich unterschreiben sollen, so sei es diese, daß aber das Fasten deshalb eine vermessene Herausforderung gewesen wäre, weil dem Geist, der Jesus in die Wüste führte, „nicht verborgen war, daß gerade an diesen Fasten der Satan ihn ergreifen und den dadurch hervorgerufenen Hunger zum Fürsprecher seiner Versuchung werde nehmen wollen," dies können wir um so weniger verstehen, noch als verständig anerkennen, da nach derselben Voraussetzung, demselben Geist in demselben Falle eben so wenig verborgen sein konnte, daß dem Satan sein Vorhaben nicht gelingen werde. Eine Analysis die darüber schwankend ist, ob ein Ding zugleich größer, und kleiner als ein anderes und dennoch demselben kongruent sein könne, die von Geistern spricht, welche zu gleicher Zeit der Zukunft kundig, unkundig und halbkundig sein sollen, die berufe sich doch ja nicht auf die Sicherheit ihrer Beweise und Resultate, und wer dergleichen vorbringt, der nehme es doch ja nicht übel, wenn der Leser irre darüber wird, ob die Kritik uns belehren oder nur verkehren, irre machen und hintendrein auslachen will. Gegen solchen Zweifel hilft

es auch nicht, wenn der Ungelehrte sich der Warnung erinnert, die in der Vorrede vom seligen Schleiermacher citirt wird, „nicht über Dinge zu reden, die man nicht versteht;“ lassen wir hier das πνεῦμα, den Heiland, den Satan, den Sinn und die Bedeutung der Versuchungs-Geschichte, kurz alles beiseite, was wir nicht verstehn, so bleibt die Logik der gesunden Vernunft übrig, und diese genügt, um zu beweisen, daß die Schlußfolge, die etwas annimmt, was zugleich allwissend, und nicht allwissend sein soll, und daraus eine Folgerung ableitet, die auf beide Annahmen nicht paßt, sich hier einmal unter allen Forderungen der Kritik erwiesen hat, — was zu beweisen war.

Von der Logik zur Moral, von der Form zur Substanz übergehend, fällt die Besorgniß auf: daß das Fasten überhaupt eine Herausforderung des Satans sein könne, was auf die Betrachtung führt, daß der Begriff „Herausforderung des Satans“ höchst dunkel inmitten aller kritischen Beleuchtuug dasteht. Ist damit ein muthwilliges, vermessenes Aufsuchen der moralischen Gefahr gemeint, so giebt darüber die so hart behandelte Geschichte einige Aufschlüsse, um derentwillen allein es Schade wäre, wenn der Evangelist Matthäus sie weggelassen hätte, sollte aber daraus von einem künftigen Exegeten der neuen Christologie gefolgert werden, daß, um nicht in Anfechtung zu gerathen, vor Allem dem Verlangen der

sinnlichen Natur genug gethan werden müsse, so würde diese nichts weniger als obsolete Ansicht eines Theils großen Beifall, anderer Seits in den Schranken der äußerlichen Weltordnung bedenkliche Verwickelungen finden, die ihre Anhänger schließlich zum Galgen, oder in die Zuchthäuser führen dürften.

In den Selbstquälereien Vieler, welche die katholische Kirche Heilige nennt, mag eine mißverstandene, verkehrte Auffassung der Idee von Tödtung des Fleisches und dadurch zu erlangendem höheren geistigen Leben nachzuweisen sein; damit daß man sich satt ißt, ist jedoch die Frage nicht gelöst, und das Wort: „der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das von Gott ausgeht,“ enthält allein einen so reichen Schatz von Weisheit, zur Berichtigung einer Masse von kurrenten Ansichten über Bestimmung, Pflicht und Beruf der Menschen, daß es aus der „Rumpelkammer der Orthodoxie“ immer wieder in die Welt hinein tönen wird, so lange sie Vernunft und Glauben behalten wird.

Die Kritik belehrt uns umständlich, daß es den Exegeten nicht gelungen ist, innere Erlebnisse mit äußerem Maßstab zu messen und die Geschichte jener geheimnißvollen 40 Tage klar vorzulegen — damit gewinnen wir sehr wenig. Nachdem sie damit fertig ist, schließt sie quasi re bene gesta mit dem Ausspruch: „sie ist urchristliche Sage.“

An diesem Urtheil würde kein Anstoß zu nehmen sein, wenn Sage nur von Fabel und überhaupt von willkührlich Ersonnenem unterschieden bleibt; denn etwas was bloß gesagt und nicht niedergeschrieben wird, vollends wenn es geistige Angelegenheiten betrifft, kann ja wahr sein, in der wahrhaftigsten Bedeutung des Worts, ohne durch Zeugen beglaubigt noch durch Dokumente erklärt zu sein. Das muß ja jedem einleuchten, der sich bei dem Begriff Wahrheit etwas denkt und nicht blos wie Pilatus die weitere Untersuchung abweisend, achselzuckend fragt: was ist Wahrheit?

In der Straußschen Bearbeitung ist die Versuchung, wie überhaupt das Leben Jesu, nicht symbolisch aufgefaßt, sondern die sogenannte mythische Auffassung läuft darauf hinaus: die ganze Geschichte sei als Nachbildung alttestamentlicher Erinnerungen gemacht worden.

Dadurch wird der Gegenstand aber nicht zur Sage, denn Sage ohne Geschehenes ist Erdichtung: der immer wiederkehrende Versuch, nachzuweisen, wie die Sage von einer Begebenheit aus den alten Weissagungen sich gebildet habe, giebt keinen Beweis gegen die Wahrheit der erzählten Thatsachen, sondern er setzt deren Unwahrheit voraus und wendet sich sofort zu der Erklärung, wie es zugegangen sein möchte, daß man uns in den Evangelien Dinge erzählt, die niemals geschehen sind.

Das, was als Beweis gegen die Denkbarkeit gegeben wird, zerfällt in eine Reihe von Auseinandersetzungen, daß außergewöhnliche Dinge sich nicht durch ordinäre Kombinationen erklären, geistige sich nicht mit Händen greifen, wunderbare sich nicht nachmachen, dunkele sich nicht in beliebiger Beleuchtung darstellen lassen. Das ist Alles sehr wahr, aber neu ist diese Entdeckung nicht, eine unbescheidene Anmaßung würde es sein, wenn wir uns rühmen wollten, nachdem wir das begriffen, viel klüger geworden zu sein.

Der Stern der Magier.

Wir wenden uns von der dunkelen Versuchungsgeschichte zurück zur Periode der Kindheit Jesu, zu einem Kapitel, in dem wir unzweideutig etwas Sagenhaftes vor uns haben, wo das Evangelium selbst auf eine Sage und auf eine Weissagung hinweis't, wo die Unabhängigkeit des aus dem Leben Jesu Erzählten von der Weissagung deutlich hervortritt, ein Ereigniß, von dem zugleich das Dogma der christlichen Kirche ziemlich unabhängig ist, worüber deshalb ein Laie um so eher mitreden kann, ohne Scheu, durch seine Ignoranz und Unwissenschaftlichkeit Verwirrung und Irrthum nur noch zu vermehren und durch seine Einwürfe gegen die Kritik das Kritisirte zu verletzen; nämlich die Erzählung von dem Stern der Magier.

Für alle diejenigen, welche den Stern nicht gesehen haben, von dem der Evangelist Matthäus redet, und an dessen Anblick die Magier eine alte Weissagung knüpften, ist der Heiland eben so gewiß geboren worden, als für diejenigen, welche den Stern beobachteten, von dessen Erscheinen ihnen eine alte dunkele Überlieferung bekannt war. — Diese Weissagung ragt aus der alten jüdischen Litteratur in eine andere fremde hinüber, über welche unsere Bibliotheken sehr arm sind, es wird schwerlich genau ausgemittelt werden können, wo ihr erster Ursprung sich findet, und welchen Zusammenhang sie mit der erzählten Reise der s. g. Magier habe. Hier müssen wir uns entweder mit dem begnügen, was wir haben, oder die Erzählung ohne Versuch des Nachweises, wie sie entstanden, als erdichtet verwerfen.

So lange dem Menschen der Zusammenhang der Naturereignisse mit denen der Geschichte und der sichtbaren Dinge mit denen, die er nur mit dem geistigen Auge sieht, nicht vollkommen klar ist, so lange wird er wohl thun, in seiner Beurtheilung beides zu unterscheiden, und wenn er alles das als nichtig und nicht vorhanden annimmt, was sich nicht so zurecht setzen läßt, wie es ihm bequem ist, so wird das Ergebniß seiner Forschungen viel dürftiger ausfallen, als wenn er die Schranken seiner Erkenntniß erkennt.

Wenn vollends Dem, was sich nicht bequem erklären läßt, mühsam ein Anstrich von Abgeschmacktheit gegeben wird, (als wäre es, so wie es ist, der Aufbewahrung nicht werth), um damit fertig zu werden, so erinnert diese Prozedur, etwas in succum et sanguinem zu vertiren, an die Thiere, die ungeheure volumina zu verschlingen und zu verdauen im Stande sind, nachdem sie solche mit ihrem Geifer überzogen, die Glieder verrenkt und das Ganze in einen Klumpen zusammengedrückt haben.

Das Evangelium ist oft in dieser Weise behandelt worden. Eine Prozedur der Art ist auch mit der allerdings sehr dunkelen Geschichte des Sterns vorgenommen worden, sie ist mit einer Glasur von Abgeschmacktheit überzogen worden, um sie zu erklären sowohl, als um sie als Beweis für die Unglaubwürdigkeit des Evangeliums benutzen zu können.

Ob das absichtlich geschieht, oder nur als natürliche üble Folge eines verkehrten Beginnens, das mag dahin gestellt bleiben, eine unpartheiische Betrachtung der von ganz verschiedenem Standpunkt unternommenen Erklärungs-Versuche dieser und mancher andern Schriftstelle, führt auf die Überzeugung: daß die orthodoxen Exegeten, wenn sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben, Alles erklären zu wollen, die Vorstellungen auch vielmehr verwirrt als aufgeklärt haben. Das antisokratische Prinzip, Alles wissen zu wollen, verführt auch die Wohlmei-

nendsten leicht, lieber irgend eine noch so unbefriedigende Erklärung, als die Antwort zu geben, die doch öfters nicht ganz verschwiegen bleiben kann: daß sie nicht wissen was sie sagen sollen.

Das unschuldige „ich weiß es nicht" durchrieselt den Gelehrten mit unheimlichen Schauder, und Mancher möchte lieber mit Sokrates den Giftbecher leeren, als mit ihm das Bekenntniß ablegen, daß es mit seinem Wissen wenig zu bedeuten habe; was nun auch heut zu Tage beim dermaligen Stande der Wissenschaft noch um ein Ansehnliches gräßlicher sein mag, als zu Sokrates Zeiten, der jetzt jedem Primaner gegenüber in krasser Ignoranz dastehen würde.

Die Erklärer, deren Bemerkungen Hr. Strauß zusammenstellt, haben über den Stern mehr wissen und lehren wollen, als Matthäus von ihm sagt, mehr vielleicht, als die Magier von ihm gewußt haben. Was der Evangelist davon sagt ist Folgendes:

1. daß Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem kamen, als Jesus zu Bethlehem geboren worden war, welche sagten: wo ist der neugeborene König der Juden? wir haben seinen Stern gesehen;
2. daß Herodes, nachdem er sich bei den Priestern wegen der Weissagungen Raths erholt, die Weisen genau befragt, wann der Stern erschienen wäre?

Die Antwort, die ihm darüber geworden, welche

Bewandtniß es mit dem Stern und der daran geknüpften Geburt des Königs der Juden habe, ist nicht im Evangelium.

3. Herodes entläßt die Fremden und weist sie nach Bethlehem. Nun folgt die Stelle, die in einem Lehr- und Handbuch der Astronomie allerdings deutlicher gefaßt sein müßte, wenn der Leser über die scheinbare und wirkliche Bewegung der Gestirne belehrt werden soll; die deutsche Übersetzung giebt die Worte:

und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin; bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war.

Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut.

Verstattet die Kritik dem schlichten einfachen Menschenverstande auch einmal eine Hypothese zur Erklärung einer dunkelen Stelle, so ist es diese:

Der Accent in dem zu erklärenden Wort muß auf die Freude gelegt werden, die den Fremden der Anblick des Sterns machte, den sie im Morgenlande gesehen hatten, den sie für den Stern des verheißenen Königs hielten und den sie nur kulminirend am Horizont (oben über) von Bethlehem sahen, wo sie das Kind finden sollten, das zu verehren sie gekommen waren.

Mit dieser Berichtigung des Accents scheint sich

zugleich die große Schwierigkeit bedeutend zu vermindern, die aus der Lesart entstehen würde, daß der Stern vor ihnen her gelaufen sei und über dem Hause Halt gemacht habe, wogegen Keplers Ansicht*) dem Kritiker keine Beruhigung zu gewähren vermag. Warum sollen die morgenländischen Reisenden, die durch eine Weissagung sich zu einer weiten Reise hatten bewegen lassen, nun mit einmal so steifstellig geworden sein, daß sie am Ziel ihrer Reise das Haus ohne Stern nicht hätten finden können? daß sie sich nicht hätten des Anblicks des ihnen so bedeutungsvollen Sterns freuen können, wenn sie ihn über sich am Himmel erblickten, als sie den Ort vor sich sahen, wo das Kind geboren war? wie kommt überhaupt das Haus in diese Betrachtung?

Im Text steht nur im Verfolg der Erzählung, daß sie in das Haus gegangen, das Kindlein gefunden und ihm ihre Ehren-Geschenke dargebracht hätten; daß der Stern ihnen das Haus bezeichnet habe, ist kritische Zuthat. Dem Binde- oder Anknüpfungswort „und" mit dem der 11te Vers anfängt, wird in der heiligen Schrift wohl nicht die Bedeutung unterlegt werden können, daß das „da das Kindlein

*) Kepler hielt nämlich die fragliche siderische Erscheinung für eine Konjunktion des Jupiter und Saturn, die auch um die Zeit der Geburt Moses statt gefunden haben soll, und welche in achthundert Jahren einmal sich ereignen kann.

war" und das Haus, in welches die Leute im folgenden Vers eingehen, unauflöslich eins und dasselbe bedeute.

Wenn übrigens ein mystischer Exeget denkt, der Stern habe in dem Moment der Ankunft der Weisen über der Wiege, über dem Kopf des Kindes kulminirt, so wird ihm das Gegentheil schwerlich bewiesen werden können.

Der Laie erwiedert ihm: ich weiß es nicht, forsche auch nicht danach, sondern begnüge mich mit dem, was ich von der Geschichte begreife, was allerdings für das, was ich überhaupt glaube, nicht ohne Interesse ist.

Das was sich als klares begreifliches Resultat darlegen läßt, dürfte Folgendes sein.

Überlieferte Weissagungen von einem aus Judäa zu erwartenden Messias waren, weit über die Grenzen Palästinas hinaus, in Asien vorhanden; wie diese Weissagung mit der Anschauung der Sterne zusammenhänge, darauf muß wieder das fatale Geständniß wiederholt werden, es läßt sich indessen sehr wohl denken, daß die Erscheinung eines Kometen, oder die besonders auffallende Erscheinung eines oder mehrerer Gestirne (was wir eine Conjunktion nennen) und deren künftige Wiederholung am Firmament, als Zeichen von der Erfüllung einer Weltbegebenheit angesehen wurde; Dies giebt einen ganz verständlichen Sinn für den Ausdruck „wir haben

seinen Stern gesehen;" d. h. wir haben das am gestirnten Himmel gesehen, was uns als ein Zeichen gilt, daß in Judäa der König geboren ist.

Die voraussetzungslose, in ihrem wissenschaftlichen Gange für die Folgen heroisch gleichgültige Kritik entsetzt sich urplötzlich über die verfänglichen und bedenklichen Folgerungen, die von diesem Stern für die gottlose Astrologie abgeleitet werden können.

Man beruhige sich! wir wollen das Heer des Himmels nicht anbeten, behaupten ja nicht einmal, daß die Weisen aus Morgenland Recht gehabt haben in ihrer sternkundigen Ansicht; wie sollten wir uns dessen unterfangen, da es uns unbewußt ist, was es mit dem Stern für eine Bewandtniß hatte? nur, daß die Geschichte weder an sich sinnlos, noch vom Evangelisten Matthäus so erzählt wäre, wie die Kritik sie behandelt, das läßt sich die Vernunft nicht einreden.

Der Umstand, ob die Orientalen den bedeutungsvollen Stern seit ihrer Abreise aus der Heimath nicht mehr gesehen zu haben scheinen und er sich erst wieder zeigt, als sie von Jerusalem nach Bethlehem gehen, ist für die Geschichte, wie sie erzählt wird, eigentlich ohne alle Bedeutung.

Wahrscheinlich haben sie am Tage den gestirnten Himmel überhaupt nicht gesehen, und „der Stern kam" ist ebenfalls begreiflich, wenn man sich dabei denkt: er kam zum Vorschein, er fiel in's Auge

(wobei wir uns nicht gerade denken, er sei hineingefallen wie ein Regentropfen oder ein Stäubchen), es ist nicht undenkbar, daß sie Nachts sich nach den Sternen orientirt hätten und daß daraus die Worte „der Stern kam und ging vor ihnen her" gedeutet werden können. Die verschiedenen Meteore, mit denen die Beleuchtung S. 229 verziert wird, können füglich wieder verschwinden, sie sind durchaus unnütze Zuthat, von wo sie auch hergeholt sein mögen.

Die Worte:

der Stern ging vor ihnen her, bis daß er kam und stand oben über ꝛc.

sind ohne Zweifel ungenügend und ungeeignet, um danach seinen Gang und Stand in eine Sternkarte einzutragen, dazu sind sie auch ohne Zweifel nicht geschrieben; sie erscheinen uns unverständlich, wie den ersten Lesern des Evangeliums vielleicht unsere Ausdrücke erschienen wären, wenn sie von einer Reise gehört hätten, bei der man den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet hätte; sinnlos sind sie nicht. —

Es ist in jenen Worten offenbar von keiner astronomischen Beobachtung in unserem jetzt üblichen Sinne die Rede, warum sollte es denn unzulässig sein, sie ganz einfach damit zu erklären:

der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, leuchtete den Reisenden auch wieder vor und strahlte über Bethlehem, wo (wie sie bereits wußten)

das Kind war. Sie freuten sich ihn wieder zu sehen. —

Das Plusquamperfectum statt des Imperfectums „er war vor ihnen hergegangen“, kam nur zum Vorschein und kulminirte am Horizont von Bethlehem, ist keineswegs eine sehr gewaltsame Änderung, doch auch das ist unnöthig für den, der verstehen will.

Warum wird denn nun aber diese Stelle kritisch torquirt, um verfängliche Geständnisse aus ihr herauszubringen? Darum: damit sie zum Beweise dienen können, das Evangelium sei nicht unmittelbar nach dem Tode des Heilandes, sondern in späterer Zeit von Leuten geschrieben worden, deren Material den alten Weissagungen nachgebildete, verfälschte Sagen waren.

Die Antithese von historisch begründeter Thatsache und Sage (die an und für sich keine rückwirkende Kraft in die Vergangenheit, sondern nur einen Werth für die Überzeugung haben kann, da nichts dadurch wahr wird, daß es aufgeschrieben wird, und Vieles wahr bleibt, ohne daß es aufgezeichnet wird), diese Antithese genügt hier keineswegs der Kritik, noch beschränkt sie sich auf die daraus abzuleitenden Folgerungen.

Daß wir in der Erzählung von den Magiern etwas Sagenhaftes vor uns haben, kann nicht bestritten werden; eben so wenig, daß diese Sagen an

die alte Tradition sich anknüpften; daß die alten Weissagungen mannichfacher Deutung fähig sind und häufig mißverstanden worden sind, wird in dem Evangelium mehrfach erwähnt, auch wird die Auffassung des Gedankens von dem verheißenen Messias, wie wir sie bei den Magiern finden, nicht als die ausschließlich und vollendet richtige hingestellt; sie reden von einem Könige, den sie „anbeten" wollen (was in der orientalischen Bedeutung ganz für weltliche Verehrung genommen werden kann), und bringen ihm Gold und Weihrauch, was noch weniger als die Summe dessen angesehen werden kann, was Jesus verlangte und worauf es wesentlich ankam. Diese Bekenntnisse genügen darum der Kritik nicht, weil daraus schlechterdings nichts gegen die Ächtheit des Evangeliums folgt, und sich daraus nimmermehr wird beweisen lassen, es sei in späterer Zeit aus lauter Sagen, mißverstandenen und mißdeuteten Stellen der Propheten und absichtlich zusammengeflochtenen unwahren Geschichten, gemacht worden.

Darum genügt es bei weitem nicht, das räthselhafte Sternbild vom Firmament wegzulöschen, darum werden die Warnungen der Engel im Traum eben so wenig zugelassen, wie sie am hellen Tage in freier Luft geduldet werden, darum wird nach kritisch rektifizirten Träumen Joseph's und der Magier, auch die wachsame Besorgniß des Herodes

unter das Undenkbare rubrizirt, weil sie nicht pfiffig genug ist, und unzweckmäßige Maßregeln ergreift, das Jesuskind zu erwürgen, ehe ein Evangelium von ihm zu Stande kam, — was freilich der Kritik viel Mühe erspart hätte. — Daß Herodes, der leider keine mythische Person ist, in Bethlehem habe Kinder umbringen lassen, ist ihm nicht zuzutrauen, diese übele Nachrede ist auf den Mann, an dessen Nachruhm übrigens wenig zu verderben war, bloß deshalb gekommen, „weil es einmal in der Geschichte üblich ist, daß große Männer schon in der Kindheit in Gefahren gerathen und daraus errettet werden; wäre es eine Thatsache, so müßte es im Josephus stehen, da es nun nicht darin steht, so ist es eine Sage, folglich nicht wahr; daß Macrobius davon spricht, beweist nichts, da er diese Unthat mit einer anderen des Herodes in Verbindung bringt und der Kindermord ihm von christlicher Seite bekannt geworden war *)."

*) Diese historische Gerechtigkeit, niemanden ohne hinreichenden Grund Übeles nachzusagen, ist ohne Zweifel sehr löblich, ein frappantes Beispiel davon findet sich außer diesem S. 510 im IIten Theil, wo der viel geschmähte Judas Ischarioth, gegen die Verunglimpfung seines Andenkens, als wenn er sich erhenkt hätte, mit der Versicherung in Schutz genommen wird, daß wir nicht von ihm zu erzählen berechtigt sind, „er sei auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen," sondern „wenn er, wie nach

Auch die Rabbinen erwähnen des Faktums des Kindermords mit keinem Worte, heißt es S. 231, was uns ziemlich gleichgültig sein könnte, da das Faktum an sich für uns kein besonderes Interesse hat. Einem künftigen Kritiker kann diese Stelle jedoch Stoff und Veranlassung zu einer recht interessanten Arbeit geben, wenn er nämlich nicht beschränkter Weise bei der Behauptung stehen bleibt, daß kein Wort eines Rabbinen existire, das sich auf dies angebliche Faktum des Kindermordes bezieht, sondern wenn er mit einiger, der Kritik so wohl anstehenden Kühnheit, die Sache etwas höher oder tiefer, kritisch-wissenschaftlicher faßt, und zu dem Schluß gelangt: daß nicht allein alles in den Evangelien Erzählte unwahr ist, von dem die alte jüdische Litteratur (vor Christus) handelt, sondern auch alles das, was die spätere (nach Christus) nicht erwähnt und bestätigt.

Obgleich der Kritiker loyal genug ist, sich das Schweigen der Geschichtschreiber über diese unnütze Grausamkeit des Herodes selbst damit zu erklären, daß die Zahl der umgebrachten Kinder gering ge-

---

„seinem Austritt aus der Gesellschaft Jesu natürlich war, „für diese in die Dunkelheit zurücktrat, in welcher die histo„rische Kunde von seinem weiteren Schicksal erlosch, so „konnte die christliche Sage ungehindert alles das an ihm „in Erfüllung gehen lassen, und die Weissagungen und „Vorbilder des Alten Testaments" 2c.

wesen sein könnte, was bei einem kleinen Städtchen viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, so kann er doch nicht umhin in der S. 234 gegebenen Nachweisung des „ganz entschiedenen Überflusses an außerordentlichen Veranstaltungen der göttlichen Vorsehung", der sich in dem Kapitel vorfindet, das Umbringen der zweijährigen Kinder als ein „Blutbad" mit in die Rechnung aufzuführen. So stellen allerdings mehrere Bilder die Ausführung der Maßregel dar, der Text des Evangeliums läßt aber die rationalistische Erklärung zu, daß es wohl möglich sei, Kinder aus dem Wege zu räumen, ohne sie auf einem Fleck zusammen geschleppt, mit dem Schwert zu tödten, überhaupt auf eine Weise, daß zwar die Mutter über ihren Verlust gejammert, Josephus und die Rabbinen aber keine Veranlassung gefunden haben, die Ermordung dieser Kinder als ein denkwürdiges Ereigniß aufzuzeichnen.

Das Blutbad gehört mit dem voranlaufenden und über dem Hause Halt machenden Sterne in dasselbe Genre, und ad vocem Blutbad kann nebenbei bemerkt werden, daß der schlaue Herodes am Ende doch wirklich schlauer gewesen sein könnte, als ihm die Kritik zutraut, und seine Anstalten gegen die Kinder ohne Blutbad durchgeführt hat.

An die Rüge über die unverantwortliche Verschwendung des Wunderbaren schließt sich der Vorwurf an: daß der Evangelist die auf Nazareth be-

zügliche Stelle falsch interpretirt und gewaltsam verdreht habe.

Zu einer gründlichen Beurtheilung des Sinnes der verschiedenen Stellen, die hier gemeint sein können, würde eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache und Litteratur gehören. Ohne den geringsten Anspruch darauf, beschränkt sich unsere Betrachtung, auch bei dieser Stelle, auf das Verfahren der Kritik, und ohne über die hebräischen Worte, ihre Wurzeln, Verzweigungen und Assonanzen absprechen zu wollen, kann ein ungläubiges Kopfschütteln gegen den Ausspruch (S. 235) nicht unterdrückt werden, der die Beziehung eines Appellativums auf den Namen einer Stadt für „eine Gewaltsamkeit" erklärt.

Dergleichen Verbrechen begehn wir in unserer Sprache alle Tage, und bisher haben wir immer gemeint, eine „Entstellung" des reinen Sinnes eines Wortes wäre da nicht zu rügen, wo dessen Verknüpfung mit einem andern einen harmonischen Akkord des doppelten Sinnes giebt. Die Vertheidigung des fraglichen hebräischen Wortes müssen wir den Orientalisten überlassen, gegen die Nutzanwendung, wie sie die Kritik giebt, mögen sich unsere Dichter wahren, denn es gilt ihr Dasein; der Zorn über die willkührliche Auffassung eines prophetischen Wortes und die Ansicht, welche der Kritiker überhaupt über Wahrheit und Dichtung entwickelt,

bedroht die Poesie mit einem schmählichen Untergange.

Wenn die Sage schon der Unwahrheit gleich gesetzt wird, was kann gewisser sein, als daß alle Poesie unwahr, in einer ganz unbestimmbaren Potenz, sein muß?

Neben einigen sehr lehrreichen Aufschlüssen über die Geschichte der Menschheit, würde daraus auch die praktische Regel folgen: daß das äußere, harmonische Maß der Sprache nicht, wie bisher einige Phantasten vorgegeben, dazu dienen könne, die innerste Wahrheit anschaulich zu machen, sondern daß, wenn die Poesie sich eines Gegenstandes bemächtigt, daraus die Wirkung entsteht: Geschehenes ungeschehen zu machen, wenigstens den Gegenstand aus der Geschichte fortzuschaffen. Da nun über die vorgebliche Thatsache, daß Gott die Welt geschaffen habe, nichts Schriftliches existirt, als die ersten Kapitel des 1sten Buchs Mosis, eine Urkunde, die von dem Verdacht einiger poetischen Auffassung nicht freizusprechen ist, so wird es höchst zweifelhaft, ob die Welt überhaupt geschaffen worden sei. — Die neueste Philosophie scheint ganz ernsthaft dieser Meinung zu sein, wenn sie auch von dem Idealismus zurückgekommen ist, sie selbst geschaffen zu haben.

Was das Wort Nazarenus anlangt, so reicht das Wenige, was unsereins davon weiß, hin, um

einzusehen, daß das, was die Kritik darüber sagt, die Sache ganz auf demselben Punkt läßt, wie sie sie findet.

In dem hebräischen Wort Nezer, Zweig, Sproß, sind die drei Konsonanten n, z, r, die im Namen Nazareth auch vorkommen. In den orientalischen Sprachen werden die Vokale vielfach variirt; durch Übertragung eines Wortes in eine andere Sprache, die ganz andere Wurzeln und Formen hat, aus den hebräischen Propheten in die griechischen Evangelien, kann daher sehr begreiflicher Weise eine grammatische Inkorrektheit entstehen.

Übrigens ist das Wort „er wird Nazarenus heißen," mag es nun in einem apokryphischen, verlorenen, oder nie gedruckten Buch gestanden haben, und mag damit der Stadtname oder der frische Sproß, in irgend einer Bedeutung, gemeint sein, in die Geschichte gekommen, und wäre es auch nur durch die Inschrift am Kreuz. Die Kritik wendet auch dagegen nichts ein, setzt vielmehr sehr ausführlich auseinander, daß Jesus in Nazareth gewohnt habe und nicht in Bethlehem geboren worden sei; das Aufwachsen in Narareth bleibt sogar als eins der Hauptstücke in dem historischen Gerüst stehen, welches die Kritik bis jetzt noch nicht demolirt. Einem künftigen Kritiker bleibt es nun überlassen, den aus Bethlehem Vertriebenen auch aus Nazareth zu verweisen. Nach einigem Zeitverlauf wird ja wohl

wieder jemand finden, es sei nun Zeit, wieder einmal eine neue Betrachtungsweise an die Stelle der nun veralteten Strauß'schen zu setzen; dieser neue Kritiker könnte dann wohl finden, daß der unsrige die Sache immer noch nicht rein gefaßt, noch umfassend genug behandelt habe, er habe nachlässiger Weise die Inschrift sammt dem Kreuze stehen gelassen und, statt das kritische Handwerk mit gehöriger Strenge zu vollziehen, sich über den Nazarenus schon dabei beruhigt, die Orthographie der Weissagungen zu korrigiren. — Am letzten Ende käme es dann nicht mehr darauf an, ob Jesus Nazarenus heiße oder nicht, sondern darauf, daß sein Name überhaupt verlösche und nicht mehr auf Erden genannt werde.

Die Begebenheiten aus der Kindheitsgeschichte Jesu, die Flucht nach Egypten, die Darstellung im Tempel und den Besuch der Magier in eine chronologische genaue Übersicht zu bringen, das mag bei der Unvollständigkeit der Erzählungen und Schilderungen äußerer Verhältnisse, wie sie in den Evangelien enthalten sind, eine schwierige Aufgabe sein. Was durch deren Lösung eigentlich gewonnen würde, darauf kommt es hier nicht an; der Kritiker sucht zu beweisen, daß die Darstellung im Tempel weder früher noch später als der Besuch der Magier und

die Flucht nach Egypten, und eben so wenig die letztere Begebenheit früher oder später als jene erste, daß also unmöglich eine sowohl als die andere, sondern höchstens nur eine oder die andere vorgefallen sein könnte.

Gegen diese Schlußfolge würde nichts einzuwenden sein, es wäre aber doch wohl nicht undenkbar, daß die Leute aus dem Morgenlande nach der Darstellung gekommen wären, und daß die Geburt des Kindes, ehe weder Herodes noch sonst viele Personen sich darum bekümmert hätten, noch nach dessen Darstellung im Tempel unbekannt, d. h. nur Wenigen bekannt geblieben wäre, bis die Ankunft und Nachfrage jener Fremden die Aufmerksamkeit des Herodes erregte, damit fiele das „weder früher noch später" weg, und es könnte eins nach dem andern füglich geschehen sein.

Nach der Erzählung, wie sie die Evangelien geben, scheint Herodes, trotz alles Aufsehens, welches die Reden Simeons und der Hanna gemacht haben sollen, nicht gewußt zu haben, wann die Darstellung geschehen sei, sonst würde er das Alter des Kindes genauer haben berechnen können und nicht alle Kinder in Bethlehem bis auf die zweijährigen verdächtig gehalten haben.

Ein ordentlich geführtes Tagebuch, ein Schreibkalender vom Jahre 1, worin Joseph oder sonst ein glaubwürdiger Mann alles gehörig notirt hätte, was

sich an jedem Tage begeben, wäre hier vom höchsten Werth und erlöste uns von allen chronologischen Zweifelsqualen, ob die Flucht nach Egypten im Februar oder im März oder wann angetreten worden sei? auch müßte sich darin etwas über die Schatzung, über die Reise nach Bethlehem, über den Wohnort nach der Rückkehr, auch eine Notiz über den Stern finden, — leider fehlt uns nun aber solche Quelle: die Evangelien haben uns andere Dinge gegeben, diese haben sie im sagenhaften Dunkel gelassen. —

Diese Dunkelheit über chronologische, topographische, biographische Punkte giebt unstreitig denjenigen, deren Wißbegierde auf diese Gegenstände und auf weiter nichts gerichtet ist, einen zureichenden Grund zu der Erklärung: die Evangelien hätten für sie keinen Werth. Selbst auf diesem Standpunkt historischer Forschung blieb es indessen immer ein ganz willkührlicher Sprung, behaupten zu wollen: die Data, die sie uns geben (mögen sie nun noch so unvollständig und ungenau sein), enthielten nichts, als spätere, Sagen nachgebildete Kompilationen.

Wir wollen uns nicht über Ketzerei entsetzen, wenn jemand behauptet: für seinen Zweck könnten ihm die Evangelien nicht genügen; man gebe nur klar und bestimmt den Zweck an, und fordere nicht, daß die heilige Schrift auf alle und jede Frage,

welche die ungläubige Wiß= oder Ignorirbegierde an sie richten möchte, die begehrte Auskunft gebe. Ketzerei wollen wir das auch nicht nennen, aber daß wir es weise finden sollten, wird doch auch nicht verlangt werden? —

Die Ansicht, daß die heilige Schrift für alles Wissenswerthe überhaupt vollständig ausreiche, wie sie die Fabel dem Kaliphen Omar, beim Verbrennen der alexandrinischen Bibliothek, vom Koran unterlegt: weil die Büchern unnütz wären, wenn sie dasselbe enthielten, und doppelt vernichtenswerth, wenn sie etwas anderes enthielten; solche Ansicht ist nie christlich gewesen. Auch schadet es dem christlichen Glauben nicht, daß die Evangelien keine vollständige, genau geordnete Übersicht des Lebens Jesu geben, auch läßt es sich ohne übermäßigen Scharfsinn begreifen, daß keiner der Evangelisten sich diese Aufgabe gestellt hat, daß sie uns vielmehr von den äußeren Verhältnissen nur soviel erzählen, als für ihren eigentlichen Zweck nothwendig schien. Die gute Botschaft, die frohe Verkündigung von der Erscheinung des verheißenen Messias, von seiner Lehre, Leiden, Tod und Auferstehung in diesen Büchern für die gegenwärtige und künftige Gemeinde aufzuzeichnen, das war ihr Ziel, zu dem sie der Geist Gottes leitete. Allerdings würde es übel mit der Glaubwürdigkeit dieser Bücher stehen, wenn das eine uns das Gegentheil von dem vortrüge, was das andere

über diesen wesentlichen Inhalt sagt; dies Argument fehlt indessen den Zerarbeitern des Evangeliums noch bis heute, und es scheint, als wenn sie das heraus zu buchstabiren auch aufgegeben haben.

Daß die vier Evangelisten dieselbe Wahrheit in verschiedener Form und Fassung geben, beweist weiter nichts, als daß sie einander nicht abgeschrieben und wahrscheinlich keiner ein genaues Tagebuch geführt hat.

Wenn ferner über äußere Verhältnisse, über Begebenheiten, von denen keiner der Evangelisten als Augenzeuge spricht, sich in den Erzählungen Verschiedenheiten finden, welche uns zweifelhaft machen, wie wir uns den Hergang der Sache denken sollen (z. B. in welchem Alter das Jesuskind in Egypten gewesen, wo Jesus seine Jugend verlebt), so ist kein vernünftiger Grund abzusehen, der uns abhielte, ruhig über diese dunkelen Nebendinge zu den klaren Hauptsachen hinzusehen.

Begegnete uns statt eines kritischen Philosophen, der zwischen Bethlehem und Nazareth herumläuft, um das Domizil aufzusuchen, wo Jesus aufgewachsen ist, ein Frommer, der solche Nachforschungen anstellte; wie würde die fromme Einfalt belächelt und belehrt werden: gehe nach Hause, gute Seele, würde ihm zugerufen werden, das Evangelium verlangt nicht, daß du dich deshalb so abquälst, was Du auf diese Weise erreichst, kann dir für den christli-

chen Glauben nichts helfen. Um aber gegen den Glauben zu helfen, scheut die Kritik keine, auch nicht die undankbarste Mühe.

Zwischen absoluter ewiger Wahrheit und historischer relativer Genauigkeit in der Darstellung irdischer Dinge erkennt jeder vernünftige Mensch einen Unterschied an, es würde zur Vertilgung alles Verständnisses führen, wenn man beides verwechselte. Die Schüler des Dr. Strauß würden gewiß sehr schlecht vor ihm bestehen, wenn sie ihn mit solcher Schwerfälligkeit des Begreifens belästigen wollten, er könnte sie auf seinen Spruch S. 621 verweisen, welcher lehrt: daß das, was wir *bis aufs Einzelnste hinaus* unter dem Begriff *wahr* begreifen, von dem unterschieden werden müsse, was Jesus und die Apostel uns als Wahrheit geben.

Es fragt sich nur, worauf der Unterschied beruhe zwischen dem, was uns die Evangelien als Wahrheit geben, und dem, was wir bis aufs Einzelnste hinaus unter dem Begriff *wahr* begreifen? Darüber ließe sich Vieles sagen (was ausführlich auseinanderzusetzen den Theologen überlassen bleibt,) wir begnügen uns hier damit, zu protestiren: daß der Unterschied nicht willkührlich, quer durch den Kern aller Wahrheit gemacht, sondern daß er da anerkannt werde, wo er einleuchtend ist, in dem Gegensatz ewiger göttlicher und zeitlicher menschlicher Dinge.

Damit fällt das Schreckbild des Zweifels weg, das uns mit der obsoleten abgedroschenen Frage verirren will: wie denn von zwei inspirirten Evangelisten einer Unrecht gehabt haben könne, wenn der eine uns irgend einen Umstand anders erzählt als der andere? —

Wir wissen nicht, ob die Evangelisten daran gedacht haben, daß es einst ihrer Glaubwürdigkeit schaden könnte, wenn sie dies oder jenes gerade so hinschrieben, wie sie gethan, das aber sehen wir wohl ein, daß sie zu den Menschen und ihren Einrichtungen in Verhältnissen standen, die von den unsrigen verschieden sind, wir glauben indessen doch, daß, wenn auch Lukas als Arzt und Paulus als Teppichmacher in unserer Zeit manches finden möchten, was ihnen neu und interessant wäre, sie es im Verständniß göttlicher Wahrheit mit denen würden aufnehmen können, „die in den vordersten Reihen der neuesten Zeit und ihrer Erkenntnisse gestanden haben;" daß übrigens beiläufig gesagt, namentlich Lukas ein entschiedenes Talent für die Auffassung und Darstellung irdischer historischer Verhältnisse gehabt, wird niemand verkennen, der die Apostelgeschichte aufmerksam durchlesen.

Jede Exegese (die orthodoxe wie die neologische neuester Edition) geräth in die Irre, wenn sie in allen Einzelnheiten eine Genauigkeit nachweisen will, die nicht da ist; sie muß, um diesen Zweck zu errei-

chen, von dem Ihrigen hinzuthun, was unnütz und häufig nur hinderlich ist; die Evangelien bedürfen solcher Hülfe nicht, und es gefährdet den Glauben nicht, auf Fragen, wie die, wann die Flucht nach Egypten statt gehabt? wie vielmal Jesus in Jerusalem gewesen u. dgl. m.? zu antworten: ich weiß es nicht, die Evangelien geben darüber keine so spezielle Auskunft, daß ich es wissen könnte. — Es geht dadurch kein Jota verloren. Dies buchstäblich zu nehmen, können wir den Muhamedanern überlassen, für welche es in ihrer Sprache, wo ein veränderter Punkt einen ganz andern Sinn geben kann, eine andere Bedeutung hat; sie halten deshalb auch fest daran, daß der Koran in arabischer Sprache von Gott eingegeben sei und betrachten es als ein frommes Werk, ihn wörtlich auswendig zu lernen und herzusagen. Der Christ ist von solchem Sklavendienst losgesprochen, wenn er sich dennoch mit dem Buchstäblichen herumtreibt, so hat er sich über seinen Herrn und Meister nicht zu beklagen, es ist seine eigene Wahl, die heilige Schrift fordert nicht dazu auf, sondern warnt vor unnützen Geschwätzen.

Gegen Interpretationen, wie sie Faust, vom Geheul des ominösen Pudels akkompagnirt, unternimmt; wo er „das Wort so hoch unmöglich schätzen kann," giebt es andere und bessere Schutzwaffen, als das Zurechtrücken des Äußerlichen. Wer diese nicht kennt noch besitzt, der behelfe sich mit dem, was

klar ist, wer aber die geistigen Werkzeuge und Waffen kennt, und damit umzugehen weiß, der wende sie nicht gegen den Herrn, der sie ihm anvertraut, aus dessen reichem Arsenal er sie wenigstens bekomme, wenn er sich auch rühmt, sie aus seinen Händen nicht empfangen, sondern sich einbildet, sie höchstselbst fabrizirt zu haben.

Die Darstellung im Tempel.

Ehe wir das Gebiet der ersten Lebensgeschichte des Heilandes verlassen, müssen wir noch die Darstellung im Tempel betrachten, bei welcher Gelegenheit uns ein Blick in die neueste Dogmatik eröffnet wird, und sich dasjenige darstellt, was nach neuester Betrachtungsweise der Mensch von Gott zu erwarten hat.

Der §. 34 S. 259, der von der Darstellung Jesu im Tempel handelt, hebt mit der Bemerkung an, „daß diese Erzählung auf den ersten Anblick ein ganz geschichtliches Gepräge zu tragen scheine.“

Der Leser, dem dabei zu Muth werden möchte, als legte sich der kritische Sturm, oder als fände sich ein Anhaltspunkt, muß die voreilige eitle Hoffnung gar bald wieder aufgeben. Es ist ja auch da ein Wunder! also — undenkbar, also Mythus 2c. Zwar ist hier kein Stern, der über einem Hause still stehen soll, ohne sich rechtfertigen zu können, wie

er dahin gekommen ist, aber der Seherblick des alten Simeon, seine und der Hanna Begeisterung, der Strahl von Freude, von Hoffnung und von Glauben, der in ihre Seelen beim Anblick des Kindes fällt, ist der Kritik eben so anstößig, als die Strahlen, welche den Magiern vorleuchteten.

Hören wir die ipsissima verba: wie sie S. 262 geschrieben stehen: „Haben wir also in jenem, „dem Simeon verliehenen Seherblick, unserm Text „zufolge, ein Wunder zu erkennen, so wissen wir von „diesem Wunder doch gar nicht, daß es Früchte ge„tragen hätte, indem nirgends eine Spur ist, daß „dieser Vorfall aus der Kindheit Jesu, mit ein He„bel geworden wäre, um den Glauben an Jesum „als den Messias begründen zu helfen; wir müßten „also diesen Zweck, wie es auch der Evangelist wen„det, (§. 26. 29.) nur in Simeon und Hanna su„chen, deren treuem Hoffen dieser individuelle Lohn „zu Theil geworden wäre, daß ihnen zur Erkennt„niß des messianischen Kindes der Blick geöffnet „wurde."

„Allein daß um solcher **partikulären** „**Zwecke** willen, die Vorsehung Wunder ge„schehen lasse, diese Annahme stimmt schwer„lich mit richtigen Begriffen von derselben "überein."

Wer diese Worte nicht mit eigenen Augen liest, möchte versucht werden zu glauben, sie wären zum

Hohn parodirt; sie stehen aber wirklich ganz gravitätisch ernsthaft da, man lese sie S. 262 von der achten Zeile ab bis zum Absatz nach, und überzeuge sich, daß sie so und nicht anders dastehen, in dem Buche eines Doktors der Philosophie, der uns versichert: er wisse den Kern des christlichen Glaubens von seinen kritischen Untersuchungen ganz unabhängig.

Danach möchte in dem „Kern," den er uns als unabhängig übrig läßt, eine Vorsehung sich darstellen, von der um solcher partikulären Zwecke willen, wie die Erleuchtung einer gottergebenen Seele, nichts zu hoffen ist, als was das gemeine Leben mit sich bringt. — Durch diese Berichtigung der Begriffe von der Vorsehung wird aller Glauben radikal zerstört, alle Begriffe von dem Verhältniß des Menschen zu Gott, wie sie das Christenthum giebt, werden umgeworfen; alles Gebet wird zur Thorheit, alle Andacht verliert jeden Sinn. Lieber sage man doch rund heraus: es giebt keinen Gott, als daß man uns mit dergleichen „richtigen Begriffen" bedroht.

Ein besserer Kern von Wahrheit ist in der Lehre vom Jupiter, Wodan, Brahma, oder dem großen Geist, den die Indianer verehren, als in solcher tauben Nuß, in der nichts, nicht einmal ein Fatum, zu verehren bleibt.

Besser stand es um die Heiden, denen in den Zeiten der Unwissenheit doch wenigstens eine Hoff=

nung schimmerte, daß vielleicht einer der Unsterbli-
chen sich ihrer erbarmen, dem Tapfern im Kampf
beistehen, die Gebete der Liebe erhören, die Ge-
lübde der Treue segnend beschützen könnte. Reden
wir hier nicht von den Dichtern, nehmen wir einen
Heiden, dessen Prosa nicht zu befürchten hat, als
poetischer Schaum perhorreszirt zu werden. Ein
Heide wie Tacitus, der von Christus und Chri-
stenthum nichts wußte, und durch entstellte Nach-
richten durchaus verkehrte Begriffe davon hatte, in
seinem Zorn über die Gräuel, die er vor Augen
hatte, in seiner Wehmuth, mit der er in bessere Zei-
ten zurücksah, in seiner stoischen Kälte, mit der er
sich aufrecht zu erhalten suchte, in dem Verderben,
das ihn umgab, denkt doch an die Möglichkeit, daß
sich die Götter um der Menschen Schicksale beküm-
mern könnten, er glaubt es nicht, aber er ist doch
fern von der Frechheit, seinen Zweifel für richtige
Begriffe von der göttlichen Weltregierung ausgeben
zu wollen.

Wenn es eine göttliche Weltregierung giebt, wie
das Christenthum lehrt, sollte diese nicht auf die
Seelen der Einzelnen, sondern nur auf die Ange-
legenheiten der Massen ihren Seegen ergießen kön-
nen, sollte sie nur durch die äußere Natur und nicht
durch den Hauch des Geistes die Geister regieren?
Und ist denn nicht jeder Lichtgedanke ein geistiger
Strahl, ein Hauch, von dem die äußere Natur nicht

nachzuweisen vermag, von wannen er kommt? Entspringen nicht die Ideen, welche die Welt regieren, ursprünglich immer in Individuen, oder sollen wir auch in dieser Beziehung an die Gleichheit glauben, wie sie bei einem Platzregen stattfindet, von dem einer soviel in einem gegebenen Moment bekommt, als der andere?

Bleibt dann noch irgend etwas von der geistigen Welt übrig, wenn solche Wunder auch undenkbar sind, wenn aller Glaube an die Möglichkeit einer Offenbarung aus der menschlichen Seele vertilgt und ihr nichts gelassen wird, als was sie in den engen Schranken ihres momentanen Bewußtseinsbesitzt, wenn keinem denkenden Geist ein Gedanke statuirt wird, der ihm nicht einstudirt wäre? wenn er seinen Blick zu keinem Gott erheben kann, der auf ihn und in ihn herabschaut?

Ist der Mensch wirklich nichts als eine Welle, die im Ozean der Gattung zerfließt? von der nichts bleibt, als die Masse, welche vorher in anderer Form wogte, und nachher wieder in einer andern, und um die sich kein Gott weiter bekümmert, wenn sie zerflossen ist?

Ein arges Mißverständniß würde es sein, wenn das Vorstehende so gedeutet würde, als sollte damit gesagt sein: der Mensch könne sich willkührlich auf eine unmittelbare Offenbarung verlassen und berufen. Die Wahrheit kann nur dabei gewinnen, wenn

eine besonnene, kalte, strenge Kritik den Ergebnissen nachgeht und sie prüft; es hat von jeher Täuschungen gegeben, und die aus der eigenen Seele entspringenden können leicht die gefährlichsten sein; gefährlicher, als die mißverstandenen Gottesreden, die Wahrsager und Zauberer herumtragen. Davon ist hier aber gar nicht die Rede. Nicht von irgend einer Einwendung, welche die Kritik gegen das einzelne Faktum machen könnte, daß der alte Simeon das messianische Kind, auf das er sein Lebelang gehofft und gewartet hatte, erkannte, als er es sah, sondern davon:

daß solches Wunder überhaupt um partikulärer Zwecke willen mit richtigen Begriffen von der göttlichen Vorsehung nicht übereinstimmen soll;

daß diese kritische Berichtigung christlicher Begriffe uns eine Vorsehung konstruiren will, von der überhaupt kein Lichtstrahl für eine Seele zu hoffen wäre, weil sie sich für Privat-Angelegenheiten nicht interessirt und mit solchen Wundern keinen Aufwand machen darf.

Hier ist keine Engelerscheinung, keine Unterbrechung des gewöhnlichen Laufs der Natur durch ein besonderes äußeres Ereigniß; die frommen alten Leute erleben die Freude, den Heiland noch vor ihrem Tode zu sehen, den sie erwarteten, und Simeon ward sich „aus Anregen des Geistes" bewußt, daß

das Kind, das er auf seinen Arm nahm, dieser Heiland sei, — das ist die ganze einfache Erzählung. Aber freilich ist ein Wunder darin; denn gewöhnlich sehen die alten Leute den Kindern, die sie in ihre Arme nehmen, nicht an, was aus ihnen wird, und der Geist des Herrn ist nur einmal in die Welt gekommen; deshalb ist gerade diese Stelle höchst signifikativ für die Kritik und wird ihr „zu einem Zeichen dem widersprochen wird." Sie muß auch solchen Wundern widersprechen, weil sie sonst allen Grund verlöre, andern zu widersprechen.

Deshalb wird der alte Simeon ohne Gnade aus dem Wege geräumt, und der armen Hanna hilft es nichts, daß Lukas ihre Verhältnisse genau angiebt, ja die Vermuthung eines gelehrten Theologen, der noch unlängst in den vordersten Reihen der neuesten Zeit und ihrer Erkenntnisse gestanden, (und der schwerlich schweigen würde zu diesem Buche, wenn er nicht im Grabe ruhete) „daß der Evangelist diese Erzählung aus dem Munde dieser Hanna haben möge," wird als Spielerei des Scharfsinns mißfällig verworfen.

Es kann und soll nun einmal unter keinerlei Vorwand irgend etwas Wunderbares eingeräumt werden! Jedes Abweichen von diesem Prinzip würde zu unabsehlichen Konsequenzen führen. —

Vom hochfahrenden Erhabenen zum Lächerlichen führt öfters nur ein einziger Schritt. Solche Er-

innerung ist bei irdischen, gewagten Unternehmungen wohl zu erwägen, noch viel mehr bei einer solchen bedenklichen Operation, wie ein Vernichtungskampf gegen das Evangelium. So gut das Bulletin der Kritik klingt, so scheint sie doch bei dieser Gelegenheit viel von ihrer sonst so sieghaften Haltung verloren zu haben; wir finden sie, die hochoben über dem Evangelium, über dem Glauben und dem Christenthum schwebte, auf platter Erde wieder; sie hat die ersten Anfangsgründe christlicher Erkenntniß rein vergessen und redet Worte, die unmündiger Schwäche wohl zu gut gehalten werden mögen, aber von einem starken Geist, in einem Buche, das nur für Wissende bestimmt, und dem gewöhnlichen Publikum als über seinen Horizont verboten worden ist, sich fast ausnehmen, als habe einige Verlegenheit darüber statt gefunden, was eigentlich über das Verhältniß der Menschen zu Gott zu sagen wäre; was für alle Religion, und folglich auch für die neu zu machende, doch immer eine Hauptsache bleibt.

Nachdem an diesem Eck- und Probierstein der innere Gehalt der neuen Lehre zu Tage gekommen, verliert ihr ferneres Studium viel von seinem Interesse; der Leser kann ziemlich genau im voraus wissen, mit welchem Resultat jedes der folgenden Kapitel endigt.

Von den Werken und von den Worten bleibt nichts übrig, was Jesus gethan und geredet, das

erfahren wir nicht, wir werden nur belehrt, daß die Werke, welche die Evangelien erzählen, nicht geschehen, und die Worte, die sie berichten, nicht gesprochen worden sind; von der Bergrede, wie sie Matthäus enthält, bis zu der Abschiedsrede im Evangelium Johannes und bis zu den letzten Worten am Kreuze; es ist Alles alten mißverstandenen Weissagungen nachgebildete Sage. —

Das Verfahren, um zu diesem Produkt zu gelangen, ist geschickt und fleißig, ziemlich regelmäßig immer dasselbe, dem kunstreichen Gewebe vergleichbar, in welchem Fabrikat unsere industriöse Zeit so Großes und Schönes leistet. Von den Vorarbeiten, welche der Rationalismus gesponnen, wird benutzt, was in das Muster paßt, eine Quantität Widersprüche ist, in Bündel sortirt, stets zur Hand, das Schifflein fliegt, aus einer Hand in die andere, hinüber und herüber, und ehe man sich's versieht, ist ein Stückchen nach dem andern fertig.

Manche Leute haben so biegsame Gesichtszüge, daß sie fremde Physiognomien in frappanter Ähnlichkeit nachmachen können, andere besitzen eine ähnliche Biegsamkeit der Gedanken, daß sie in eine fremde Denk- und Redeweise sich hineindenken, und ihr Vorbild geistig nachahmen können; wie z. B. mit den bekannten Wanderjahren versucht worden ist. Es möchte für einen mit diesem mimischen Talent begabten Künstler nicht schwer sein, nachdem

er eine Anzahl Paragraphen in dem Straußischen Werke studirt, eine Serie nachzubilden, die, vorausgesetzt daß er das wissenschaftliche Material zur Hand und (was schwerer vorauszusetzen ist) Lust dazu in der Seele hätte, dem Original bedeutend näher käme, als der falsche Wilhelm Meister dem ächten.

Der Schreiber dieser Zeilen verspürt weder Talent noch Lust dazu; im Gegentheil hält er für besser, das Spezielle der christlichen Lehre möglichst unberührt zu lassen, da er sich nicht berufen fühlt, über verschiedene Ansichten in allen einzelnen Punkten zu entscheiden, und nicht gern beitragen möchte, das unnütze Gerede, dessen schon genug ist, noch zu vermehren.

Wir gehen also zu der Betrachtung der Wunder über, ohne uns in eine Exegese der Worte weiter einzulassen.

---

2. Wunder.

Die Kritik fordert, als erste Bedingung, Freiheit des forschenden Geistes von „gläubigen Voraussetzungen," damit werden zugleich die Einwürfe abgewiesen, welche mit Vorwürfen über frevelhafte Behandlung heiliger Dinge zusammenhängen, mit der Entkleidung vom Heiligen (den Ausdruck ohne Voraussetzung, noch Vorwurf, im Sinne der Sprach-

lehre genommen — mit der Entheiligung) fängt sie an, ohne diese Befugniß wäre sie unmöglich.

Es ist in diesen Blättern über diesen Punkt bereits gesprochen worden — hier, wo wir uns zur Betrachtung der Wunder wenden, welche uns die Evangelien erzählen, wollen wir von allem, was etwa gegen die kritische Ansicht aus jener Erörterung gefolgert werden könnte, abstrahiren und uns, soweit es die Vernunft zuläßt, auf ein neutrales Gebiet zu versetzen suchen.

Wir finden ein altes Buch, in welchem Geschichten erzählt werden, dergleichen vor unseren Augen heut zu Tage nicht passiren. Blinde, Taube, Stumme, Lahme, Tolle, von unsauberen Geistern Besessene werden geheilt, durch eine Berührung mit der Hand, ja auch ohne diese, durch ein bloßes Wort, Hungrige werden gespeißt mit wenigen Lebensmitteln, Wasser in Wein, ein schlechter Fischzug in einen über alle Erwartung reichlichen verwandelt, der Sturm fügt sich dem Gebot eines Menschen, der sogar über die Wogen geht wie über festen Boden, endlich werden gar Todte wieder in's Leben gerufen. — Wie soll denn das zugegangen sein? — Unsere Erfahrungen lehren uns ja gerade das Gegentheil, wir sehen alle Tage, daß geschickte, gelehrte Ärzte sich die größte Mühe geben, Kranke, Blinde, Taube, Lahme und Tolle zu kuriren, und daß trotz allem Studium und aller zweck-

mäßig angewandten Mühe, den armen Patienten nicht geholfen wird, daß bei den sogenannten Wunderkuren am Ende auch nicht viel herauskommt, daß trotz aller Weisheit der Verwaltungsbehörden, dann und wann die Lebensmittel gerade da fehlen, wo man sie am nöthigsten braucht, daß der größte und mächtigste Geist nicht allein den Elementen nicht gebieten kann, sondern auf die triviale Frage: ob morgen wohl schön Wetter sein wird? keine gewisse Antwort zu geben vermag, — daß der Mensch zwar Alles kritisch und industriell verarbeiten und mit dem gegebenen Stoff gar künstliche und wunderliche Dinge machen, aber aus Wasser nimmermehr Wein, noch aus irgend etwas, das nicht schon Gold ist, Gold machen kann (soviel es auch probirt worden ist und zur Zeit die, welche nicht viel von der Alchemie hielten, von den Adepten für dumm und beschränkt ꝛc. angesehen wurden), daß vollends gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist und mit einem wirklich Verstorbenen schlechterdings nichts mehr zu machen ist, als ihn allenfalls zu betrauern, beerben und begraben. An Wiedererwecken, wenn er einmal todt ist, ist ein für allemal nicht zu denken, der sachverständigste, gelehrteste Doktor der Heilkunde, wenn er auch gestern noch versicherte das Leben zu retten, gesteht, wenn Puls und Athem still steht, daß es nun mit seiner Kunst am Ende ist. —

Aus dieser Betrachtung — welche den Vorwurf

gläubiger Voraussetzungen wohl nicht zu fürchten hat, geht indessen soviel hervor, daß, wenn wir die Frage:

wie kann denn das Alles zugegangen sein? wie ist denn das möglich und denkbar?

ohne die geheime Intention vorbringen, alle diese Geschichten für Lügen oder plumpe Mißverständnisse oder zarte Allegorien zu halten, sondern ehrlich und aufrichtig eine Antwort vernehmen wollen, diese Antwort nimmermehr aus einer Zergliederung einer einzelnen Erscheinung, sondern nur aus dem Ganzen der Erzählung gegeben werden kann. Ist eine der erzählten Geschichten wahr, ist ein Wunder wirklich geschehen, so wird das Läugnen der anderen das Räthsel nicht lösen, ließen sich zehn andere als grundlose Fabeln nachweisen, so bleibt der Mann, der ein Wunder gethan, immer eben so übernatürlich, als wenn ihm auch niemand Dinge nacherzählte, die er nicht gethan, hatte er einmal eine wunderwirkende Macht, wer weiß, was er nicht Alles gekonnt? Der einem Blindgeborenen die Augen aufgethan, kann wohl auch bei anderen Gelegenheiten konsultirt werden, wo die Sachverständigen seufzend verstummen.

Die Zergliederung jedes einzelnen Wunders (insbesondere der heiligen) kann um so weniger irgend einen Erfolg versprechen, da in dem Evangelium unzweideutig ausgesprochen ist, daß es auf die

dabei wahrzunehmende Prozedur gar nicht ankomme. Der eine wird angehaucht, der andere berührt, für einen dritten genügt ein Wort, kurz der Wille und der Glaube ist es, welcher hilft.

Wie es gemacht wird, läßt sich durch Aufmerken auf das Sichtbare nicht herausbringen. Insofern ist es richtig, daß einzelne Krankenheilungen in Galiläa nicht das Wesentliche in der Weltgeschichte und im Christenthum sind.

Die sogenannte natürliche Erklärung, wonach es sich durch einen Zufall so trifft, daß die Leute gerade von selbst gesund werden, wenn ihnen Jesus in die Nähe kommt, u. dgl. m. sind von Dr. Strauß zwar mit viel mehr Respekt behandelt worden, als ein Laie ihnen schuldig ist, doch soll ihm deshalb der Ruhm nicht verkümmert werden, die ganze Albernheit dieser Versuche gewürdigt zu haben; ob nicht ein großes Theil Lüge in diesen s. g. Erklärungsversuchen steckt, indem viele dieser Erklärer an ihre Erklärungen eben so wenig glauben, als an das, was erklärt werden soll, und aus Heuchelei das eine vorschieben um das andere zu verstecken, das mag dahin gestellt bleiben; die mythische Auffassung hilft uns, wie oben mit mehreren erwähnt ist, nicht aus der Noth, sie beantwortet die Frage nicht, sondern spricht über das erzählte Faktum ihr „nicht geschehen“ aus.

Eine sogenannte symbolische Auffassung hilft

uns auch wenig, denn das Symbol muß eine Realität haben, sonst verliert es allen Sinn.

Die ganze Frage liegt offenbar darin: war dieser Jesus, von dem man uns erzählt, ein Mensch wie wir, so sind seine Wunder gewiß nicht wirklich geschehen, ist aber nur ein einziges davon geschehen, so war in ihm etwas Übernatürliches; ist dieses in ihm gewesen, so ist es offenbar verkehrt, ihn und seine Thaten mit unserem Maßstab zu messen; ist er selbst von den Todten auferstanden, so kann er auch den Lazarus erweckt haben; in diesem Fall ist die Zergliederung der Einzelnheiten eben so unnütz für das Hauptresultat, wie sie schwierig ist, da darüber die Evangelien nicht überall ausführliche Auskunft geben, so daß es aussieht, als wäre das auch gar nicht ihre Absicht gewesen; und in einem Buche das herausstudiren zu wollen, was der Autor gar nicht hat hineinschreiben wollen, das kann doch nicht die rechte kritische Methode sein. Um aber zu der Idee zu gelangen, daß in Christus etwas Übermenschliches sei, müssen wir darüber auf dem Reinen sein, ob es überhaupt etwas über der Menschheit giebt.

Ist die Menschheit der inkarnirte Gott und giebt es keinen anderen, so befinden wir uns am Rande, nicht bloß des Christenthums, sondern aller Religion; wir haben dann nirgends anzuknüpfen, wie wir diese Lehre nennen, Pantheismus, Atheismus

oder wie es beliebt, ist ganz gleichgültig. Alles Weitere findet sich dann von selbst, oder richtiger: es findet sich nichts weiter, wir sind mit Allem fertig.

Statuiren wir hingegen einen Gott, der die Welt geschaffen hat und sie regiert, auch ohne weiter in den Unterschied einzugehen zwischen solchem, von dem französischen Volke durch Conventsbeschluß anno 1794 anerkannten être suprême, dem auch Voltaire einen Tempel zu errichten die Güte gehabt hatte, und dem Gott, von dem die Evangelien reden, so ist immer so viel gewiß: daß wir, um uns nicht in den ersten Gedanken an dies höhere Wesen in sinnlosen Widerspruch zu verwickeln, annehmen müssen: daß dies Wesen, welches die Welt erschaffen hat, auch die Macht besitzt sie zu regieren.

Nun behauptet wohl der Mensch, diese Weltregierung geschehe nach festen Gesetzen, und diese Gesetze seien durch den Gang der Natur offenbar; ein undenkbares Wunder sei aber eben dasjenige, was dem Gang und den Gesetzen der Natur zuwiderlaufe, wie daß ein Todter wieder lebendig werde u. s. w. Es wird bei dieser Ansicht unterstellt, der Mensch begreife diese fraglichen Gesetze der Natur, und Unzählige nehmen das als etwas, das sich ganz von selbst versteht, an; ohne Übermuth können wir Menschen des 19ten Jahrhunderts auch behaupten, daß wir mehr davon wissen, als unsere Vorfahren vor einigen Jahrhunderten wußten, (was die ur-

ältesten Vorfahren wußten, wissen wir leider nicht), aber dies Mehrere ist immer noch nicht viel und bezieht sich doch immer nur auf die eine Seite, die der Wissenschaft zugänglich ist, „in's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist" dies Wort des alten naturkundigen Haller ist immer noch wahr, die eigentlich belebende, regierende Kraft begreifen wir nicht; wir wundern uns nur nicht mehr über Erscheinungen, die wir oft gesehen haben; daß aber zwischen gewohnt werden und begreifen ein Unterschied bleibt, und mit dem sich gewöhnen noch wenig begriffen ist, können wir unter andern davon abnehmen, daß die Pferde sich an das Feuer gewöhnen, ohne von der Artillerie eben viel begriffen zu haben.

Das Leben und der Tod, die Krankheit, der Wahnsinn, jedes Wachsen eines Baumes aus einem Kern sind und bleiben Räthsel, die uns nur nicht mehr verwundern, da wir uns an ihren Anblick gewöhnt haben. Der beste Chemiker und Physiker weiß nicht, wie es zugeht, daß das Pulver die Kugel fortschleudert, obgleich ihre Bahn sehr genau zu berechnen ist, sobald das primum mobile im Schuß ist.

So dürftig die Erklärung jeder Erscheinung bleibt, wenn sie sich darauf reduziren läßt, daß wir durch häufiges Vorkommen daran gewöhnt werden, daß es nun einmal so ist; so reicht doch auch

diese Genügsamkeit nicht aus, um uns zu überreden, wir begriffen die Natur, da mitunter da, auch heut zu Tage, außergewöhnliche Erscheinungen vorkommen.

Den Tod eines alten Menschen nach langer Krankheit finden wir ganz natürlich, aber es stirbt ein junger kräftiger Mann plötzlich, der Magnetismus spukt am hellen Tage, die Erde bebt an Orten, wo Geographie und Statistik gar nicht auf Erdbeben eingerichtet sind, oder es fällt einer von einer Höhe herab, wo er füglich hätte Hals und Bein brechen können, ohne bedeutenden Schaden zu nehmen, oder es wird aus einer augenscheinlichen Gefahr durch irgend ein Glück gerettet, kurz es fügt sich etwas ganz anders, als es wahrscheinlich vorauszusehen war, — dann bleibt der Zufall eben so unbegreiflich, wie die Schickung Gottes gewesen wäre, und der Mensch muß, wenn er nicht aller Vernunft entsagen will, eine höhere Macht über sich anerkennen. Indem er diese aber anerkennt, verfällt er sofort in eine unvernünftige Inkonsequenz, wenn er diese höhere Macht zugleich seiner Beurtheilung unterworfen denkt, wenn er sich einbildet, daß er von einem niedrigen Standpunkt aus das, was in höheren Regionen vorgeht, übersehen müßte, als könnte er sich's zur Betrachtung nach Belieben zurecht legen.

Allerdings ist ein Theil, eine Seite, ein Stück

des Weltorganismus und der Weltregierung dem Menschen zugänglich, nämlich das moralische Gesetz, soweit es ihn angeht, und diejenigen Verhältnisse, die im Raum und in der Zeit offenbart sind, so weit seine Wahrnehmungsfähigkeit reicht.

Diese letzteren bilden dasjenige Feld der Erkenntniß, die wir die mathematische nennen.

Die scharfe, unbiegsame, einleuchtende Bündigkeit ihrer Beweise und die dadurch gewonnene untrügliche Richtigkeit ihrer Resultate hängen innigst mit der scharfen Abgrenzung ihres Gebiets zusammen.

Die Mathematik irrt nie, weil sie jeden Gegenstand ausschließt, der ihr keinen festen Anfangspunkt ihrer Betrachtung darbietet, weil sie nie auf schwankendem Grunde ihre Operation beginnt, weil sie keinen Begriff statuirt, der verschiedener Deutung fähig wäre, nie auf einen Vordersatz, über dem noch ein Zweifel schweben könnte, einen Schluß baut, weil sie sich nie auf Gegenstände einläßt, die sie nicht versteht, oder mit anderen Worten, weil sie in jedwedem Gegenstande nur die Verhältnisse zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht, die ihr, im Raum und in der Zeit, zugänglich sind.

Die sogenannte Wahrscheinlichkeits-Rechnung macht deshalb, indem sie die Resultate solcher, der Berechnung zugänglicher Wahrnehmungen darlegt, für keinen einzigen im Leben vorkommenden Fall auf die untrügliche Gewißheit Anspruch, die das eigent-

liche Ziel mathematischer Betrachtung ist; die mathematische Hoffnung hat mit dem, was wir im allgemeinen Sinne Hoffnung nennen, nichts gemein, als die Distanz von einem gegebenen Punkt, zur Sicherheit des Besitzes, sie abstrahirt von allen Umständen, welche im Leben darüber entscheiden, ob wir ein gehofftes Gut erlangen und setzt die Chançen für alle Fälle gleich, dann ist die Hoffnung zum Besitz des gehofften Guts zu gelangen, das Produkt aus der gehofften Summe in die Wahrscheinlichkeit sie zu erhalten, oder was dasselbe heißt: es ist dem Antheil gleich, der auf den Einzelnen käme, wenn die Vertheilung des Gehofften, nach einer gleichen Vertheilung der Chançen unter die Hoffenden statt fände. Diese Hoffnung hat einen Werth für die Vergleichung verschiedener Lotterien und überhaupt für ähnliche Kombinationen, aber gar keine für Dinge, die nach anderen Verhältnissen vertheilt werden.

In solcher s. g. Wahrscheinlichkeits-Berechnung fehlt der Arithmetik der feste Boden, da sie zwischen Gewissem und Ungewissem eine Proportion feststellen will, ihre Resultate haben deshalb nur als empirische Durchschnitts-Summen einen reellen Werth; für zukünftige Fälle geben sie schlechterdings gar keinen Aufschluß, machen auch eigentlich keinen Anspruch darauf, ein Theil ist gewiß, der andere bleibt ungewiß. Es wird dies deshalb hier angeführt,

um anschaulich zu machen, daß auch bei solchen Berechnungen aus Wissen und Zweifel kein Glauben entsteht, sondern nur eine Art von Übersicht zum Maß ähnlicher Verhältnisse*). Betrachten wir aber die mathematische Erkenntniß da, wo sie innerlich in ihren Gränzen bleibt, äußerlich sie aber in den weiten Weltraum ausdehnt; die Entfernung der Planeten, ihre Bahnen, kurz ihre Verhältnisse im Raum und in der Zeit, so darlegt, daß wir die scheinbare Bewegung von der wirklichen unterschei-

*) Es ist z. B. nicht bloß wahrscheinlich, sondern gewiß, daß ein Bataillon, welches dem Feuer von 10 feindlichen Geschützen eine Stunde lang ausgesetzt ist, eine größere Gefahr zu bestehen hat, als wenn, unter übrigens gleichen Umständen, nur ein Geschütz gegen dasselbe gebraucht worden wäre; es ist gewiß, daß 100 Kugeln, unter denselben Verhältnissen abgeschossen, mehr bewirken als 10. Daß aber für das Leben eines einzelnen Menschen dieses Bataillons, eine größere Sicherheit vorhanden wäre, wenn soviel weniger Kugeln nach dem Bataillon geschossen werden, ist in Bezug auf die Frage: worauf es für das Leben dieses Mannes ankommt, unrichtig, denn es fragt sich immer wieder: ob er überhaupt getroffen werde? und da ist die Möglichkeit bei jedem Schuß immer dieselbe, also das Verhältniß immer ganz einfach dasselbe, 1. 1. ja oder nein, und ob sich dies entweder oder mehrmals wiederholt, ist für diese Frage gleichgültig. Ihm selbst wird es vielmehr immer wahrscheinlicher, daß noch mehrere Kugeln ihn fehlen würden, je mehr er diese, ihm sehr viel geltende Probe, für sich zu machen, Gelegenheit gehabt hat.

den, in das Planetensystem wie in eine wohlbekannte Einrichtung hineinschauen und einen großen Theil der Erscheinungen begreifen, die von anderen Generationen als unerforschliche Räthsel angestaunt, oder in abergläubige Träume verkehrt wurden.

Die Mathematiker wissen sich etwas auf diese Eroberung, und es ist ihnen nicht zu verargen, wenn mancher denkt, die Keplerschen Gesetze wären ein glänzenderes Denkmal für den menschlichen Verstand, als ein halbes Dutzend philosophischer Systeme, von denen immer eins dem andern, das aufsprossende dem vorhergegangenen, bewiesen habe, daß im Grunde nicht viel damit auszurichten gewesen sei.

Sie haben ferner Recht, wenn sie behaupten, daß, was die angewandte Mathematik anlangt, der intellektuelle Werth einer Erfindung (des Findens der Anwendung irgend einer Wahrheit zu irgend einem Zwecke) nicht von dem Effekt abhängt, den solche Erfindung eben macht, wonach jetzt z. B. die Anwendung der Dampfkräfte auf Postkutschen und Frachtwagen, der höchste Triumph der Menschheit wäre, und der Kondukteur, der auf dem Wagen sitzt, den höchsten Standpunkt der Civilisation inne hätte.

Sie haben endlich vollkommen Recht, wenn sie das, was ihnen bis jetzt gelungen ist, nicht als die absolute Gränze der Möglichkeit ansehen, sondern wohl daran denken, ob nicht weiter zu kommen sei, dieser Wunsch und diese Hoffnung darf sie aber nicht

zu dem bethörenden Mißverständnisse führen, als wären sie an dem Punkt angelangt, von wo aus die Höhen und Tiefen der Schöpfung sich klar vor den Augen des Beschauenden entfalten. Vor diesem Überschnappen des Bewußtseins schützt sie eben die feste Sicherheit, mit welcher der bisher durchschrittene Weg zurückgelegt ist, der Wanderer bleibt orientirt, er weiß immer, wo er ist, und läßt sich nicht vorspiegeln, er habe eine Kluft übersprungen, da er von jedem Schritt Rechenschaft geben kann, den er bis auf seinem jetzigen Standpunkt gemacht hat.

Die Astronomie hat, nachdem sie die Distanzen unseres Planetensystems begriffen, auch versucht, die Entfernung der Fixsterne zu erfahren. Sie nahm zur Basis ihrer vorhabenden Berechnung die größte Linie, die dem Menschen dermalen zugänglich ist, den Diameter der Erdbahn, um die Parallaxen der Fixsterne zu bestimmen. Diese Betrachtungen haben bis jetzt den gehofften Erfolg nicht gehabt; die Astronomen sind deshalb an der Wahrheit der Lehrsätze der Trigonometrie nicht irre geworden, auch sind sie nicht zu der kritischen Ansicht gelangt, was da oben am Firmament flimmere seien Mythen, sondern sie haben die Überzeugung gewonnen, daß die dermalen vorhandenen Mittel, die mit der Größe der Erdbahn und den mit den vorhandenen Instrumenten unternommenen Beobachtungen nicht ausreichen, und daß es bis jetzt unmöglich gewesen ist, das

Problem zu lösen, daß es an der Fähigkeit es zu lösen, nicht aber an der Realität des Problems fehlt.

Ja, wenn es einen menschlichen Verstand gäbe, der für einen gegebenen Moment alle die Natur belebenden Kräfte, alle Verhältnisse der in ihr vorhandenen Wesen kennte und zugleich die umfassende Macht besäße, diese Data der Analysis zu unterwerfen! — ja, dann würde er die Bewegungen der größten Weltkörper und des kleinsten Atoms durch eine und dieselbe Formel ausdrücken können; für ihn wäre nichts ungewiß, er wäre da angelangt, wo Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit vor seinen Augen ständen! — aber wie der Mensch auch streben mag, jenem Ideal von Verstand näher zu kommen, „er wird dennoch stets unendlich entfernt davon bleiben.“

Damit der geneigte Leser nicht über die Anmaßung eines Laien zürne, der solch niederschlagendes Urtheil auszusprechen sich erkühnt, so bemerkt der Schreiber, daß vorstehende Worte von einem Mathematiker herrühren, der über dergleichen mitreden kann, der niemals religiöser Schwärmerei noch ängstlicher Frömmelei beschuldigt worden ist; sie stehen in Laplaçe Versuch über Wahrscheinlichkeiten.

Es ist schon an einer anderen Stelle in diesen Blättern die Meinung geäußert worden, daß in der scharfen Abgränzung der Fächer ein großer Vor-

heil für die Wissenschaft überhaupt liege, alle Theorie muß die Begriffe trennen, aller Unterricht sich davor hüten, nicht ein's in's andere zu mengen.

So nahe lateinische Sprache und römische Geschichte zusammenhängen, so ist Grammatik und Geschichte doch zweierlei, woraus freilich zur Rechtfertigung eines Philologen wenig folgt, der von der Geschichte nichts weiß, wohl aber Einiges für den beim Studium einzuschlagenden Weg. In Praxi, das heißt bei aller Anwendung der Wissenschaft, zeigt sich die innere Verwandtschaft und ihr gemeinsames Fundament, die Mathematik allein scheint gewissermaßen eine Ausnahme zu machen; bei einem Arzt, Juristen, Philosophen 2c. wird die Ansicht, die er vom Wissen überhaupt hat, in seinem Fach immer durchblicken, für den Mathematiker ist's in diesem Sinne gleichgültig, welches Glaubens er sei, ob er Christ, Jude, Heide, Türke, Atheist, Pantheist, oder, wechselnd zwischen Allem und an Nichts haltend, nur an der Maße Geheimniß denkt. Man hat das wohl mit dem Ausdruck bezeichnet: über mathematische Dinge müßten Gott und der Teufel einerlei Ansicht haben, oder, um innerhalb der menschlichen, weltlichen Sphäre zu bleiben: kein Gegensatz verschiedener Ansichten vermöge die Übereinstimmung über mathematische Wahrheiten zu alteriren.

Auch diesen Satz werden alle Partheien, reli-

giöse, wissenschaftliche und politische, zugestehen, auf die Frage, warum das so ist? werden aber wohl schon wieder verschiedene Antworten erfolgen, die unsrige ist diese:

es kann deshalb keine Verschiedenheit der Ansicht da stattfinden, weil die Seite der Wahrheit, mit der sich die Mathematik beschäftigt, dem Menschen in den Verhältnissen des Raumes und der Zeit vollständig offenbaret ist, deshalb ist ihm in dieser Sphäre der Irrthum abgeschnitten, er geräth erst dann wieder in die Gefahr des Irrthums, wenn er weiter gehen will, als seine Schwingen reichen.

Ob der Teufel viel Mathematik versteht, wissen wir nicht, er kann uns aber in diesem Gebiet nichts weiß machen, daher kommt sein concedo in diesen Materien. —

Ein Widerspruch oder Gegensatz zwischen mathematischer Sicherheit und dem Bekenntniß: daß es viel Dinge im Himmel und auf Erden giebt, von denen wir wenig wissen und zu deren Erkenntniß wir durch Formeln nicht gelangen können, ist bei unbefangener Betrachtung für die menschliche Vernunft gar nicht vorhanden; vielmehr ist der Schluß: daß irgend etwas nicht existiren könne, weil wir nicht einsehen, wie es eigentlich ist, eben so unmathematisch, als er unvernünftig ist; von diesem Standpunkt ausgehend, wüßten wir heute noch nichts

von der Sonne, Mond und Sternen, als daß sie vielleicht eine mythische Bedeutung haben könnten.

Mit der bloßen Wahrnehmung der Phänomene, die täglich vor unseren Augen vorgehen, gelangen wir niemals zu einer Erklärung, wir müssen immer etwas außer und über jener Wahrnehmung annehmen, und wenn man das Supranaturalismus nennen will, was über die sichtbare Natur hinausgeht, so giebt's ohne solchen überhaupt gar keine vernünftige Naturkunde, sondern nur eine ähnliche Bekanntschaft mit der Natur, wie sie die Pferde mit der Artillerie machen.

Wenden wir nun den Blick nach Innen und suchen in unserer Vernunft, ob wir uns von der Weltregierung eine, wenn auch unvollkommene, doch begreifliche Vorstellung machen können, so sagt uns die Überzeugung von einer höheren Macht, daß dieser Macht mancherlei möglich sein möge, was über unsere Erwartung reicht, und damit begeben wir uns einigermaßen der Forderung, Alles so einzurichten, wie es uns ohne Kopfbrechen plausibel ist; was wir uns jedoch von Kindheit an täglich, sogar von anderen Menschen, haben gefallen lassen müssen.

Wir verlangen aber, um die Überzeugung festhalten zu können, daß kein blindes Fatum, sondern ein weiser, heiliger, gnädiger Gott über uns waltet, nach einer Erkenntniß: daß sowohl im gewöhnlichen Gang der Dinge, als vollends in außerordentlichen,

diesen gewohnten Gang unterbrechenden Wundern ein Lichtstrahl der heiligen Weisheit wahrzunehmen sei, der uns leitet, „um der Werke willen" an das Wort und an den Schöpfer zu glauben.

Es giebt einen Weg, zu dieser Überzeugung zu gelangen, der in der eigenen Seele anfängt und abschließt, dessen gedenken wir hier weiter nicht, sondern nur des andern, der sich nicht auf das individuelle Leben eines Menschen beschränkt, folglich für jeden objektiv wahrnehmbar ist. Folgen wir bei solcher Beobachtung dem Beispiel jener Astronomen, die sich der größten erreichbaren Grundlinie für ihre Versuche zu bemächtigen suchten, und nehmen wir die Geschichte der Menschheit im Ganzen zur Basis, so finden wir da, wie im Leben der Individuen, Einwirkungen von Oben; Resultate für die Menschheit, die den Absichten der Menschen nicht entsprechen; bald Erfolge, die weit hinausgehen über die Erwartungen derer, die wir an der Spitze irgend einer Unternehmung oder einer beginnenden Entwickelung sehen, bald völliges Umschlagen von Plänen, welche ganz andere Ergebnisse erwarten ließen. Das gegenwärtige Jahrhundert hat in der kurzen Laufbahn Napoleons ein Exempel der Art zu sehen Gelegenheit gehabt.

Das größte Ereigniß, das seit Erschaffung der Welt bis auf den heutigen Tag die Geschichte aufzuweisen hat, ist die Gründung der christlichen Kirche;

ihre bittersten Feinde haben das eingesehen und eben deshalb ihre Zerstörung für die nothwendigste Aufgabe gehalten, so heftig sie auch bestritten, daß vom Anfang an alle Weltgeschichte auf diesen Schluß- und Eckstein hingewiesen habe.

Wir mögen uns darüber ärgern oder freuen, es bleibt eine durch die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten beglaubigte Wahrheit, daß die „Anekdoten" von den Krankenheilungen in Galiläa und die wunderbaren Geschichten von Jesus mehr bewirkt haben, als alle Triumphe der Helden, als alle Systeme der Weisen, es kann mithin vom Standpunkt des alltäglichsten Nachdenkens die Kritik mit der Frage nach dem Zweck, den Gott dabei gehabt haben dürfte? als abgethan und keiner weiteren Erörterung werth, ab und zur Ruhe verwiesen werden. — Sind wir einmal zu der Einsicht gelangt, daß das Christenthum zum Heil und zur Umbildung der Welt nöthig war, so ermangelt die Kritik, die einen unnöthigen Aufwand von Wundern tadeln will, alles Vorwand's, sie müßte denn nachweisen können, daß sie auf eine sparsamere Weise dasselbe hätte ausrichten können, was einer der Punkte ist, wo die Starkgeisterei in bedenkliche Symptome von Schwäche verfällt und aus der Frechheit zur Albernheit überspringt.

Fassen wir aber die Betrachtung anders, und bedenken, wie es zugegangen, daß die Menschheit

einer, den gewöhnlichen Gang der Natur mit einem Wunder unterbrechenden Hülfe bedurfte, so giebt uns darauf die heilige Schrift unter anderen in der Rede des ersten Zeugen, der für die christliche Lehre starb, des Stephanus, eine sehr lehrreiche Auskunft; der Überblick der Geschichte seines Volkes, den er seinen Richtern vorlegte, kann durch die älteste Tradition chronologisch sowohl, als durch die Geschichte der übrigen Völker der alten Welt synchronistisch vervollständigt werden. Die Menschheit hatte die Lehre vom wahren Gott vergessen, die Abgötterei hatte ihre Früchte getragen, die in des Cäsar Tiberius Regierung über die damalige gebildete Welt, auch äußerlich, ein Füllhorn von Gräueln ausgossen. Gott hatte es zugelassen, daß es so geworden war; hätte vom Anfang an dem Menschen die Freiheit gefehlt, gut oder böse zu wandeln, so wäre es nicht so gekommen; dann wäre aber überhaupt das, was wir diese Welt nennen, nicht verhanden, wie jeder Mensch, aller Versuchung, aller Mühe und aller Kritik überhoben wäre, wenn er nicht geboren worden wäre; damit gerathen wir wieder an einen Markstein der Betrachtung, jenseit welches kein Boden mehr für unsere Füße ist.

Kehren wir um, und betrachten die Lage der Dinge zu der Zeit, als Christus geboren wurde; wie die alte Offenbarung verstellt, verzerrt und erloschen, von den Juden in einer zerrütteten äußer-

lichen Form festzuhalten versucht wurde, unter den gebildeten Heiden die alte Religion völlig in Mißachtung gerathen war, wie nichts Heiliges mehr existirte als der Götze der irdischen Gewalt, der Genius des Kaisers, das damalige höchste Wesen, welches die gebildete Welt anerkannte; die Kultur von Frevel aller Art besudelt, der Rest in barbarischem Dunkel verhüllt, — fragen wir dann, was konnte geschehen, um diesen Zustand ein Ende zu machen, und antworten nach menschlicher Einsicht, was können wir anders sagen als: so wie der Zustand war, konnte er aus sich selbst, ohne höhere Hülfe sich nicht bessern, wie ein im Sumpf versunkener Mensch sich nicht selbst beim Schopf fassen und herausziehen kann, entweder das Geschlecht mußte in einer zweiten Sündfluth untergehen, oder durch ein Wunder der Gnade errettet werden.

Die göttliche Gnade beschloß dies Wunder. Hätte es nicht anders erscheinen können?

Ein weltlicher König hätte wohl anders regieren können als Tiberius und sein Nachfolger, auch erzählen uns dunkele Sagen wohl von Herrschern, welche die Geister beherrscht und Religionssysteme gegründet haben sollen; aber hätte ein irdischer Herrscher ein Reich gründen können, das nicht von dieser Welt sein sollte? Ein Weiser hätte eine Schule bilden und Werke hinterlassen können, deren Redaktion die Kritik vielleicht besser gefunden, als

die Evangelien, aber hätte er ein Testament hinterlassen können, in welchem die Kinder und Einfältigen, wie die tiefsinnigsten Geister, die nächste Umgebung wie die fernen Generationen Worte des ewigen Lebens finden? Hätte irgend ein Mensch ein Urbild aufopfernder Liebe, ein Retter und Erlöser, ein Überwinder der Welt und des Todes sein können, wenn sich nicht in ihm die vollendetste Demuth mit der Fülle der Macht vereint hätte, und konnte das anders sein — begreift ein Mensch, daß es anders sein konnte — als in einem Wesen, in dem die göttliche Natur in menschlicher Gestalt erschien?

Mag sich der forschende Verstand die Lehre von der Erlösung zu interpretiren suchen, wie er vermag, die Überzeugung: daß die Menschheit im Ganzen einer Hülfe bedurfte, wie jeder Einzelne deren bedarf, wird ihm nicht schwer werden zu gewinnen, wenn er nicht damit beginnt, das Bedürfniß der Hülfe überhaupt zu läugnen; was nicht füglich anders geschehen kann, als indem er entweder brutaler Weise gar nicht darüber nachdenkt, oder sich mit der Hoffnung wiegt, allein, aus und durch sich selbst, fertig zu werden, oder sich bereits für fertig hält. Die beiden letzten Kategorien würden es gewaltig übel nehmen, sich mit der ersteren auf eine Linie rangirt zu sehen, für den Gesichtspunkt des Glaubens ist der Unterschied, der zwischen ihnen stattfindet, in der That viel kleiner, als er in der Welt erscheint.

Die Ersteren reden in der Regel über religiöse Dinge nicht mit, die Anderen desto mehr; einen Beweis für ihre Behauptungen bleiben sie uns sammt und sonders schuldig, während der gewöhnliche Lauf des Lebens (ohne auffallende Wunder) unzählige Beispiele giebt, daß einer nach dem andern in seiner Praxis und in seiner Theorie total banquerot wird.

Mancher, der mit heroischer Kühnheit das Schiff zerstört, das ihn nach dem Inselchen seiner Erkenntniß hinübergetragen, hat sich verlassen gefühlt auf dem unfruchtbaren Boden seines geträumten Eldorados und Gott gedankt, wenn er die Küste des festen Landes wieder erreichte.

Freilich wenn kein Gott existirt außer der Menschheit, so ist's eine antiquirte Ansicht ihm für irgend etwas zu danken, eine Thorheit sich überhaupt um ihn zu bekümmern, — wenn aber ein Gott ist, der die Welt und den Menschen erschaffen hat, der ihm Freiheit gegeben hat, der ihm offenbarten Wahrheit zu folgen oder sich von ihr abzuwenden, wenn dieser Gott, nachdem die Menschheit sich in die Sünde verstrickt, ihr einen Weg der Erlösung darbieten wollte, wenn wir diese Lehre glauben, so vernimmt die Vernunft, indem sie das Geschichtliche dieses Akts der göttlichen Vorsehung betrachtet, einen in seinem Hauptzuge keineswegs undenkbaren Zusammenhang; sie wird vielmehr durch jeden Lichtstrahl, der durch

die Betrachtung in die Ferne der Vorzeit, in die Tiefe der eigenen Seele, in die nächste Gegenwart und in die geheimnißvolle Zukunft fällt, aufgeklärt über das Ganze, wie über manchen einzelnen Punkt, dessen erster Anblick räthselhaft erscheint.

Diese Aufklärung zu verbreiten, sollte der Zweck der Exegese der heiligen Schrift sein. Jeder Versuch, der dies Ziel aus dem Auge verliert, verfehlt seinen Zweck, man gebe ihm einen Namen wie man wolle. Der Versuch, ein Wunder natürlich zu erklären, schiebt ein anderes Faktum an die Stelle dessen, von dem die Rede ist, das Läugnen des Faktums nimmt der symbolischen Bedeutung die Wahrheit, das Bestreben jedes Jota erklären zu wollen, mengt leicht menschlichen Irrthum in die ewige Wahrheit.

Diese Forderung an diejenigen, welche sich unterwinden, Erklärer der heiligen Schrift zu sein, führt auf die Bemerkung, welche sich beim ersten Versuch der Art aufdringt, daß, wie ein und dasselbe Wort mehrerer Interpretationen fähig sein und mehrere Bedeutungen einschließen kann, auch manche Schriftstelle in verschiedener Interpretation dieselbe Wahrheit in einer anderen Fassung und Bedeutung darstellen könne. — Mancher verwirft vielleicht diese Ansicht, als erzwungen oder gekünstelt, und erwägt dabei nicht, daß es der Künstelei nur da bedarf, wo die Lüge mit einem doppelsinnigen Wort sich

verstecken will, was sie alle Tage versucht und was ihr oft genug auch mit klugen Leuten gelingt, daß aber die Wahrheit keiner Kunst bedarf, um, von allen Punkten betrachtet, wahr zu sein und zu bleiben, wie das Licht Licht bleibt, wie wir es auch betrachten mögen. Jede Reflexion, welche die Vernunft anstellt, ist ein Reflex des Lichtes, das ihr von Oben kommt.

Vergleichen wir mit dieser Forderung die Leistung der Kritik, fragen wir, was hat Dr. Strauß mit den Evangelien gemacht? so finden wir erstlich: daß er die Fakta von der Lehre losgerissen, und nachher: daß er jedes Fragment, wie es ihm in die Hände kam, vernichtet hat.

Isolirt, herausgerissen aus dem Zusammenhang mit dem Ganzen, erscheint ein Fischzug, eine Mahlzeit, oder auch eine sinnreiche Parabel, ein tröstendes Wort, die Kur eines Kranken, kurz jedes einzelne Stück der Evangelien wie ein Zug, der auch wohl hätte anders sein können.

Die losgerissenen Goldkörner bleiben Gold, aber sie werden unkenntlich entstellt im Gerölle des Sandes und Schlammes; der Kritiker äußert sich (S. 586) über die körnigen Reden Jesu in ähnlicher Weise, nur mit dem Unterschiede, daß er den Evangelisten vorwirft, sie durcheinander geworfen zu haben; — wenn dem wirklich so wäre, so würde durch Zerstörung einer vorhandenen, wenn auch der

Forderung der Kritik nicht entsprechenden Sammlung, für die Herstellung des Stoffs in seiner ursprünglichen Gediegenheit nur wenig zu hoffen sein. Unfähig, eine bessere Sammlung herzustellen, muß der Laie Gott dafür danken, daß er soviel besitzt; daß Form und Ordnung dieser Gabe auch anders sein könnten, sagen ihm die Evangelisten selbst, und um uns das zu lehren, bedurfte es keines so verschwenderischen Aufwandes von Scharfsinn.

Die Besessenen.

Mehrere Dichter haben den Zustand der Verzweiflung geschildert, den die getäuschte Hoffnung eines auf einer wüsten Insel verschlagenen Schiffbrüchigen erzeugt, der von seiner Klippe ein Schiff entdeckte, das auf ihn zuzusteuern schien; der Anblick belebt ihn neu, er fühlt sich gerettet, schon beim Anblick eines Schiffes, das am Horizont der weiten Wasserwüste erscheint, es kommt näher, es steuert auf seinen Standpunkt zu, all sein Elend hat ein Ende, er ist außer sich vor Freude, — da wendet sich plötzlich das Schiff, setzt die Segel um, neigt die Masten nach der anderen Seite und entflieht mit derselben Schnelligkeit, mit der es sich genährt hatte. Es hatte nur lavirt (um den Wind zu kneifen, wie die französischen Schiffer sagen), Niemand hatte an den armen Verlassenen gedacht, sein Hülferuf wird vom Rauschen der Wogen verschlungen, er ist viel zu

klein, als daß sein Winken und Händeringen bemerkt werden könnte, er hat das Schiff wohl gesehen, aber das Schiff ihn nicht, denn der Capitain und das Schiffsvolk haben ja auch nur menschliche Augen, die über eine gewisse Distanz hinaus einen Menschen vom Felsen auf dem er steht, nicht mehr unterscheiden — kurz es war nichts mit seiner voreiligen Hoffnung. —

Ähnlicher Weise könnte es einem Forscher in dem Straußschen Werke ergehen, der bei seinem Studium mit seinem alten Schiff gescheitert, auf ein Boot hofft, das ihn an Bord des neuen bringen soll, wenn er in dem Buche Stellen findet wie diese Theil II. 9. 20: „lassen wir also die unerfreulichen Versuche, die neutestamentlichen Vorstellungen von den dämonischen zu modernisiren und unsere jetzigen Begriffe zu judaisiren, fassen wir vielmehr auch in diesem Punkt das neue Testament, wie es sich giebt, ohne jedoch durch die Zeit- und Volks-Vorstellung in demselben uns für weitere Forschungen die Hände binden zu lassen.„

Abgesehen von der, in dem vorerwähnten Gleichniß von den Dichtern geschilderten Verzweiflung des Schiffbrüchigen, und von der in dieser Stelle speziell gemeinten Erklärung der Heiligung von Besessenen, behalten wir nur soviel davon übrig, daß wir vom festen Lande die Bewegung eines Schiffes betrachten; nach dieser Reduktion des Gleichnis-

ses auf den Standpunkt nüchterner Prosa, möchte man sagen, das Schiff kommt uns so nahe, daß wir am Wimpel wohlbekannte vaterländische Farben erkennen, es scheint, als nähere es sich der Küste, es kommt — im Nu aber ist die Richtung verändert, es hat seine bordée gemacht und gewinnt wieder das Weite.

Fassen wir das neue Testament auf, wie es sich giebt. Vortrefflich! Gott erhalte uns dabei, was verlangen wir mehr! aber giebt sich etwa dies Evangelium für ein fleißig nachgeschriebenes Heft eines systematischen Vortrags, oder für ein sorgfältiges, exaktes Tagebuch, oder für ein amtliches Protokoll, oder für ein Buch aus, das nach irgend einem dringenden Bedürfniß, von dem alle Ankündigungen, um eine längstgefühlte Lücke der Lektüre auszufüllen, zu reden nicht aufhören, bestellt, entworfen und ausgearbeitet ist, für einen einzelnen speziellen Zweck? —

Wie giebt sich denn das Evangelium? Lukas, der von der Kritik, wie es scheint, noch am besten behandelt wird (oder wenigstens weniger mißhandelt als die anderen), giebt den Zweck seines Buchs Kap. 1, 4 folgendermaßen an: „auf daß du gewissen Grund erfühhrest, der Lehre, in welcher du unterrichtet bist." Die Kritik, die diesen Zweck und Standpunkt nicht anerkennt, kann über denselben nicht urtheilen, sie beginnt eine logische Unmöglich-

keit, es ist, als ob jemand den Grundriß eines Gebäudes für den Entwurf der Façade ansähe, und von dieser Annahme ausgehend, den Architekten kritisiren wollte. —

Die Evangelien sagen uns einstimmig, daß Jesus Wunder verrichtet habe, es kommt darauf an, ob wir dies im Ganzen für undenkbar und unwahr erklären oder nicht; daraus, wie sie uns die einzelnen Fakta erzählen, folgt für die Möglichkeit des Ganzen nichts Entscheidendes, alles Durcheinanderwirren des Stoffs bringt die Substanz nicht weg, die inneren Gründe der Undenkbarkeit, die die Kritik anführt, beruhen immer, statt auf der gerühmten Voraussetzungslosigkeit, auf der ganz willkührlichen Voraussetzung, daß nur dasjenige denkbar wäre, was sich Hr. Strauß eben denkt, was die gläubige wie die ungläubige Vernunft, als gleich unzulänglich, abweisen muß. Bald wird es unter der Würde des Heilandes gefunden, in die Tiefe der Gewässer zu schauen, wenn von einem Fischzug die Rede ist, bei dieser Gelegenheit wird aber zugestanden, daß ein Blick in die Tiefen der menschlichen Seele wohl seines Amts hätte sein können, regt sich aber etwas Wunderbares in einem menschlichen Gemüth, fällt ein Strahl von Oben in den Geist, so ist das wieder nicht zu statuiren, weil die Vorsehung sich um Privatangelegenheiten nicht bekümmern kann.

Bleiben wir, ohne in die Tiefen der Gewässer noch in die Tiefen der Gemüther herabzusteigen, in der Sphäre, die wir die gewöhnliche, die Welt die uns umgiebt, das gemeine Leben, nennen, finden wir dann in dieser Sphäre ein nur einigermaßen haltbares Argument, um zu läugnen, daß vor unseren Augen Dinge geschehen, die wir nicht begreifen?

Daß es Blinde und Lahme giebt, bestreitet die Kritik nicht; was diese angeht, so begnügt sie sich, nur ihre wunderbare Heilung zu läugnen, für die s. g. Dämonischen reicht das nicht aus, bei ihnen wird nicht bloß die Kur, sondern auch das Übel bestritten. Sehen wir zu, ob wir an Einsicht gewinnen, durch die Aufklärung, daß es keine von unsauberen Geistern geplagte Menschen giebt? —

Es giebt nichts trivialeres, als daß ein Mensch trunken wird, durch eine Quantität Brantwein die er verschlingt; dies Faktum kann durch Experimente noch alle Tage dargestellt werden. Fällt der Trinker nun, nach dem Gesetz der Schwere, unter den Tisch, an dem er zechte, so gehn wir mit der vollkommensten Beruhigung an ihm vorüber, daß da kein Wunder auf uns lauere, — es ist alles ganz natürlich zugegangen.

Und doch steckt in dem Brantwein ein Geist, so räthselhaft wie der sein konnte, der den Gadarener in die Gräber trieb, und so vielfach variirt in seinen Äußerungen, daß er wohl hinreichen könnte

eine ganze Heerde unsauberer Thiere zu den seltsamsten Bewegungen fortzureißen. Wer je Gelegenheit gehabt hat, den Kampf einer fremden, dem Menschen feindlichen Gewalt, mit seiner eigenen Überzeugung, mit seinem Vorsätzen, mit seinem Willen, zu beobachten, wie sich unzählige Beispiele finden, wo derselbe Mensch heute das ganze Übel begreift und verabscheut, in das er sich stürzt, wenn er sich berauscht, und sich morgen doch in einen Zustand versetzt, in dem er aller Gräuel fähig ist, die er selbst verabscheut, Worte spricht, die seine Vernunft nicht anerkennt, deren er sich nachher nur wie Traumbilder entsinnt, dabei aber körperlich stärker ist, als im nüchtern Zustande, wer das gesehen und darüber nachgedacht hat, der erzähle uns doch, wie das zugeht? —

Die Sinnlichkeit reißt den Menschen hin, antwortet der Erklärer, er läßt sich verführen.

Diese Erklärung reicht offenbar nicht aus, denn es giebt sehr Viele, und zwar die allerübelste Klasse der dem Trunk ergebenen, denen es um Sinnenlust beim Genuß gar nicht zu thun ist; sie lassen das köstlichste Getränk stehen und suchen das starke, nicht der Genuß sondern die Wirkung ist's, die sie suchen, kein Reiz von Außen, sondern der innere Trieb, ein inneres Mißgefühl im Rausch zu ertränken, das ist's was sie bewegt.

Wenn wir uns nicht an Worte, sondern an die

Sache halten wie sie ist, so können wir dreist sagen: sie ergeben sich einer feindseligen, finsteren Gewalt, die, einmal in ihr Wesen eingedrungen, mit ihrem Körper und mit der Seele ein schauderhaftes Spiel treibt, dem sie selbst nicht mehr zu widerstehen vermögen. Das Laster ist da, ehe der Trunk wirkt, das Verlangen danach ist die räthselhafte Ursache, ehe dies nicht überwunden ist, kann keine dauernde Besserung erfolgen. Das geistige Getränk ist nur das Mittel.

Was hat man nicht versucht diesen Dämon zu bannen; der Rationalismus der Disziplin der modernen Armeen hat es nicht an Experimenten fehlen lassen, ihn auf natürlichem Wege auszutreiben; dies reicht soweit, als der Spiritus und der Mensch auseinander gehalten werden können; es ist möglich zu verhindern, daß sich die Leute nicht betrinken, aber damit ist die Trunksucht und die Trunkenheit nicht geläugnet noch wirklich gebessert. Man löse nur die äußeren Banden und man wird gräßliche Phänomene sehen, die niemand begreift, über die man sich nur nicht mehr wundert, weil man sie oft gesehen hat.

Es giebt nur ein Mittel dagegen und dies kommt von Oben, woher alle gute Gabe kommt: die Bekehrung, die innerliche Änderung des Menschen; so lange der Geist in ihm spukt, der nach dem Geist des Brantweins lechzt, kann man ihn bändigen,

abhalten, aber nicht bessern. Die gemeine Erfahrung, welche sagt, daß ein alter Säufer ohne Wunder nicht kurirt werde, hat vollkommen recht, wiewohl Amulette und Zaubersprüche dagegen noch weniger helfen, als der Exorcismus harter Strafen.

Nahe verwandt mit der Legion scheußlicher Geister, welche die gegenwärtige Zeit in den so sinnreich vervollkommneten Maschinen ihrer Brantweindestillationen hegt, pflegt und kultivirt, ist der Wahnsinn, woran sie hinter den verflossenen Jahrhunderten auch keineswegs zurück bleibt.

Wie tritt dies Gespennst am hellen Tage ins Leben ein?

Wenn einem vernünftigen Menschen eine äußere Verletzung das Gehirn zerrüttet, so sind die Ärzte und Chirurgen in keiner Verlegenheit; sie zeigen uns die Verletzung am Leibe und damit ist's ohne Weiteres klar, daß der Geist mit verletzt worden ist, daß der Mann vergessen hat was er gestern wußte, da er heute eine Wunde am Kopfe hat, die er gestern nicht hatte; wer das nicht begreift, versteht überhaupt nichts von Anatomie, Psychologie, Physiologie 2c. und mit ihm ist über den Gegenstand nicht weiter zu reden; damit wird der Fragende abgefertigt, der Arzt weiß im Grunde auch nicht wie es zugeht, er sieht aber doch, daß eine Ursache für die vorliegende Wirkung da ist, die er vielleicht wegschaffen kann.

Hat ein toller Hund den Unglücklichen gebissen, so steht der Sachverständige dem Lehrbegierigen schon viel näher, er belehrt ihn: wenn das Gift einmal erst in's Blut übergegangen sei, so stehe es mit der Vernunft des Patienten schlecht, und es sei ihm nicht zu helfen, er müsse als ein gräßliches Mittelding zwischen Mensch und krankem Thier, seinem Schicksal überlassen bleiben.

Wird aber vollends ein Mensch toll, ohne daß ein äußerer Grund nachzuweisen ist, bleibt der Leib gesund aus dem der kranke, entstellte Geist rast, schäumt, oder irgend ein seltsam verdrehtes Gedankenfragment, kritisch oder spekulativ, zerarbeitet, dann steht dem Arzt, dem Philosophen und allen Fakultäten der Verstand still, und sie sagen einstimmig: dem Übel ist nicht beizukommen, wenn auch einer oder der andere wohl erräth, wie es in die zerrüttete Seele hineingekommen ist.

Hr. Dr. Strauß weist einen Exegeten (II. S. 15) zurecht, der bei den Besessenen, derer das Evangelium erwähnt, an unsere Wahnsinnigen denkt und fragt: wie die Apostel manche Kranke nennen würden, die sie in unseren Irrenhäusern fänden?

Der Kritiker giebt zu, daß sie Viele derselben besessen nennen würden, setzt aber hinzu: „der herumführende Mann von Fach werde sie mit Recht eines Besseren zu belehren suchen.“ Es möchte eine weitläufige Unterredung nöthig sein, ehe in

dem gedachten Fall ein Apostel mit dem herumführenden Mann in unserer Anstalt sich genau über das besessen und toll sein verständigte, — gestehen wir, daß wir nicht genau wissen, was der Apostel sagen möchte, das aber glauben wir allerdings: daß manchem armen Tollen mehr geholfen werden würde, wenn einmal einer, der weiß was im Menschen ist, durch die Anstalt gienge, als ihnen der herumführende Mann von Fach zu helfen pflegt; bis uns der Kritiker das Irrige dieser Ansicht beweist, müssen wir seine Erleuchtung über diesen Punkt als durchaus zweifelhaft betrachten, wenn er aber ein Mittel und eine Methode gefunden hat, die Verrückten wieder klug zu machen, so sollte er doch ja nicht sein Licht unter den Scheffel stellen, sondern ein Talent üben, das ungleich nützlicher und zeitgemäßer wäre, als die Versuche, eine neue Religion an die Stelle der alten zu setzen.

Wir brauchen übrigens, wie schon gesagt, nicht in die dunkelen Regionen der Natur zu blicken, um einzusehen, daß unser Wissen Stückwerk ist, am alltäglichsten bleibt uns viel unbegreifliches übrig, das wir gewohnt werden, ohne Rechenschaft davon geben zu können.

Es wird viel Klage über den Unfug geführt, den betrügerische Priester sich erlaubt haben, in dem sie vorgaben, in Geheimnisse eingeweiht zu sein, die der übrigen Menschheit unbegreiflich bleiben; soll

in unseren Tagen die Philosophie diese Rolle übernehmen und das leichtgläubige und doch ungläubige Volk, mit marktschreierischen Verkündigungen, den Stein der Weisen in einem Begriff gefunden zu haben, bethören?

Vermögt ihr es, die Geister zu bannen, damit, daß ihr ihnen zu beweisen sucht, sie seien mythisch aufzufassen?

Abhandlungen über den Zustand, der von unsauberen Geistern Besessenen, giebt uns das Evangelium nicht, es giebt uns auch keine vollständige Auskunft über die Ursachen der Lähmung des einen oder des anderen Kranken, den Jesus geheilt hat. Streitet darüber, ob er apoplektisch oder gichtisch war, was gewinnen wir, wenn wir das wüßten? Nennt die Dinge mit judaisirten oder modernen Namen, wie ihr wollt, aber muthet uns nicht zu, uns einreden zu lassen, ihr wüßtet, wie einem Menschen anders zu helfen ist, der seines Geistes nicht mächtig, der, zum Bilde Gottes geschaffen, in seinem jetzigen Zustand sich selbst und uns ein Scheusal ist, — als damit: daß Gott sich seiner erbarme, ihn erlöse von der Gewalt, die ihn fesselt und ihm die freie Besinnung wieder gebe.

Keineswegs soll damit gesagt sein, wie eine scharfsinnige Replik vielleicht annehmen möchte, daß die Dämonischen, von denen die Schrift spricht, nichts anders als trunken oder verrückt gewesen; wir über-

lassen diese Erklärung denen, deren Handwerk es ist, dergleichen zu fabriziren, es soll hier nur aus einem täglich zu beobachtenden Beispiel gezeigt werden, daß es das Materielle nicht ist, was die Phänomene entscheidet, und wir glauben allerdings, daß der Heiland auch Trunksüchtige und Tolle hätte heilen können, wie Stumme und andere Geplagte.

---

3. Die Auferstehung.

Der Bearbeiter des Lebens Jesu, der an die Auferstehung des Gekreuzigten nicht glaubt, hätte füglich und folgerichtigerweise, nachdem er dem Verstorbenen bis zum Grabe das kritische Geleite gegeben, seinen Bemühungen ein Ziel setzen und von seiner Arbeit ausruhen können.

Dem Christen hingegen, der in dem auferstandenen Christus den Stifter seiner Religion verehrt, ist das, was nach der Erzählung von der Kreuzigung und dem Begräbniß noch folgt, eine große Hauptsache; das, was für oder wider dies Hauptstück der heiligen Geschichte von einem Geschichtsforscher vorgebracht wird, erweckt deshalb ein besonderes Interesse.

So geht der Leser denn wohl auch mit neu gespannter Erwartung an das 4te Kapitel des IIIten Abschnittes dieses Lebens Jesu, wenn auch die vorhergehenden seine Wißbegierde schon gewaltig abgekühlt und niedergeschlagen haben.

Daher mag es kommen, daß gerade dies Kapitel manchem Leser als das anstößigste und zugleich als das schwächste erscheint; im Grunde ist es, was die Behandlung des Gegenstandes betrifft, ziemlich eben so, wie alle andere.

Was das Wunder anlangt, so erinnere man sich dessen, was oben darüber gesagt ist; Muhameds Bearbeitung, wonach Jesus nicht gekreuzigt, sondern den Händen seiner Feinde entrückt und in den Himmel aufgenommen worden sein soll, erklärt das Faktum der Stiftung der christlichen Kirche viel eher, es ist viel vernünftiger das zu glauben, als daß nach Jesus Tode, ohne Weiteres, aus der größten Niedergeschlagenheit die höchste Begeisterung entsprossen sei; Muhamed muthete den Arabern nicht zu, mit dieser Erklärung sich begreiflich zu machen, weshalb die Christen an Christus glauben; wie kaltblütig objektiv man die ganze Untersuchung nehmen mag, man kann sich doch eines gewissen Gefühls (das wir nicht näher bezeichnen wollen) nicht erwehren, von einem christlichen Gelehrten dies Kapitel so behandelt zu sehen.

Die verschiedenen Erzählungen werden wie gewöhnlich durcheinander gemengt, um mit der einen die andere zu verdächtigen; es scheint jedoch gefühlt worden zu sein, daß bei diesem Wunder eine vorzüglich sorgsame, destruktive Bearbeitung erforderlich sei, die gewohnte Undenkbarkeit reicht nicht aus;

die Reihen der Argumente müssen verstärkt werden, zu welchem Ende alles, was eine Waffe tragen kann, aufgeboten und ein bunter, lose organisirter, ziemlich willkührlich zusammengeraffter Haufe von Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten in den Phalanx einrangirt wird.

Es wird nicht bloß als unwahrscheinlich, sondern als undenkbar, ja sogar als „am undenkbarsten" dargestellt, daß die Synadristen, unter denen ein gutes Theil Sadducäer waren, der Aussage der römischen Soldaten geglaubt und in ihrer kritischen Verlegenheit, wenn der bewachte Leichnam nun einmal fort war, und keine Weisheit half, ihn wieder in Verwahrung zu nehmen, den Beschluß faßten: die Version, daß die Wache geschlafen und der Körper gestohlen worden, als die zweckmäßigste anzunehmen, da sie eingesehen hatten, es sei klüger die Geschichte zu vertuschen, als durch eine Klage gegen die Wache noch größeres Aufsehen zu machen.

Wenn das das Undenkbarste ist, so steht es mit unserem Denkvermögen gut genug; auch die Bedenken, wie die römischen Soldaten, bei der Strenge ihrer Kriegszucht, sich zu einer für sie so gefährlichen Lüge hingegeben, verlieren viel von ihrem Gewicht, wenn erwogen wird, daß es den römischen Befehlshabern völlig gleichgültig sein konnte, was aus dem Leichnam eines hingerichteten Hebräers geworden sei, der bereits zur Bestattung übergeben

worden war; wenn die jüdischen Autoritäten keine Klage erhoben, so möchte wohl für die Wache keine Gefahr zu fürchten gewesen sein, wie wenn sie etwas, ihnen von ihren Vorgesetzten in Verwahrung gegebenes, verwarlost hätten.

Die Denkbarkeit und Denkfähigkeit hat es hier aber keineswegs damit zu thun, was zwischen den Juden und Römern vorgegangen, es wäre eine völlige Verdrehung, wenn dies als das Wesentlichste angesehen werden sollte, es kann uns gleich gelten, was Pharisäer, Sadducäer und Heiden über die Auferstehung gesagt und gedacht haben, es kommt vielmehr darauf an, ob die Christen, die uns darüber berichten, Phantasten und Visionaire waren und uns statt eines Wunders, wodurch Gott die Menschheit gerettet, eine Fabel erzählen.

Um nun zu diesem trostreichen Resultat zu gelangen, soll jedes Wort in dem einen Evangelium, was vom Text des anderen abzuweichen scheint, als Beweis gegen die Thatsache schlechthin gelten, und zwar gelten die Worte, welche zwischen Feinden und Gleichgültigen gesprochen sein sollen, dem Kritiker gerade eben so viel, als die, welche die Apostel aus dem Munde des Auferstandenen vernommen haben. Wenn die Aussage eines verdächtigen Landstreichers untersucht würde, so würde von einem gerechten Richter eine andere Voraussetzungslosigkeit erwartet werden dürfen; in dieser Untersuchung gilt es aber

schon für „auffallend," daß Pilatus „so ganz ohne Spott" eine Wache gegeben haben soll. Statt des von dem Procurator so auffallender Weise unterlassenen Hohnes, bringt der Kritiker in diesem Kapitel einigen an, in Scherzen, die — unpartheiisch taxirt — nicht durchweg als von vorzüglicher Qualität anerkannt werden können. Gegen die Engelerscheinungen wird der bereits abgenutzte Spaß wiederholt vorgebracht, „daß sie als Zierrath, als himmlische Dienerschaft, als Ehrenwache zur Verherrlichung der großen Szene gehören;" — auf die scherzhafte Frage: giebt es einen solchen Prunk in dem wirklichen Haushalt Gottes? erlauben wir uns gleicherweise die Frage entgegenzustellen: habt ihr ein vollständiges, übersichtliches Inventarium von dem wirklichen Haushalt Gottes? Wenn ihr es habt, o! gebt es heraus! sollte es aber noch nicht fertig sein, so schiebt die Entscheidung über die Wesen, die nicht Menschen sind, noch so lange hinaus, bis ihr mit den Vorarbeiten fertig seid. — Es ist keine Gefahr bei diesem Verzuge. Es soll uns auf einigen Zeitverlust nicht ankommen, wenn ein so unschätzbarer Gewinn zu hoffen ist. —

Ein profanes Ohr, das hin und wieder in der Welt manchen guten und manchen schlechten Scherz vernommen hat, entsetzt sich so leicht nicht über ein leichtfertiges Wort, wie ein Kritiker thun könnte, der den Ernst der Wissenschaft nirgends vermissen,

noch Frivolität durchblicken lassen will; wenn aber an einer Stelle, wo es sich um das Ernsteste aller Erkenntniß handelt, zum Umsturz des Glaubens Argumente gebraucht werden, wie S. 663 zum Schluß der kritischen Bearbeitung, wo es heißt: „der Hauptzierrath, welcher zu diesem Behuf zu Gebote stand, waren Engel. Diese mußten daher das Grab Jesu eröffnet, nachdem er hervorgestiegen war, an der leeren Stätte Wache gehalten und den Weibern, welche, gleichsam als der bewegliche Vortrab der Anhängerschaft Jesu, und weil ohne Zweifel Weiber die ersten Visionen gehabt hatten, zuerst zum Grabe gehen mußten, von dem Vorgefallenen Nachricht gegeben haben" — wenn bei solcher Veranlassung der satyrische Fuß unter dem wissenschaftlichen Talar ungraziös hervorhinkt — so nimmt sich das sehr übel aus. —

Dem Witzwort mangelt gänzlich die treffende Spitze und das Argument beweist nichts, denn was würde daraus folgen, wenn die erste Erzählung von dem erschienenen Auferstandenen, wirklich nur die Vision eines exaltirten, schreckhaften Weibes gewesen wäre? gehörte der Apostel Paulus etwa auch unter den beweglichen Vortrab der Anhängerschaft, und sind alle die Visionaire oder Verrückte gewesen, auf deren Zeugniß sich die heilige Schrift und nach ihr die Christenheit, von ihrer Gründung an, berufen? Nein! so meint es Dr. Strauß auch nicht

(und deshalb ist mit dem Spotte auch im Grunde gar nichts gesagt —), dem Apostel Paulus widerfährt sogar die überraschende Ehre (S. 629), daß sein Brief an die Kolosser für ächt anerkannt wird; damit läge nun wohl alles im Staube, was gegen die Evangelien zusammengehäuft ist, denn wir haben doch wahrlich keinen Grund zu läugnen, daß dieser Mann von dem Historischen der Begebenheit, besser unterrichtet gewesen sein muß, als wir — vielleicht auch besser, als der gelehrteste Kritiker unserer Tage. Mit der ernsten Anerkennung der Ächtheit jenes Briefs ist aber leider nicht viel mehr gesagt, als mit dem Spaß über die Unächtheit der ersten Kunde von der Auferstehung, denn S. 662 wird uns die Verheißung gegeben, es würde nicht lange mehr anstehen, „bis die Art, wie die Apostelgeschichte den ersten Hervortritt der Jünger „Jesu mit Verkündigung der neuen Lehre gerade „auf das Fest der Verkündigung des alten Gesetzes legt, als eine solche erkannt wird, welche lediglich auf dogmatischen Gründen ruht, mithin, historisch werthlos, uns auf keine Weise bindet, „jene Zeit der stillen Vorbereitung in Galiläa so „kurz zu setzen."

Lassen wir also den Jüngern der Kritik nur Zeit, so wird die Apostelgeschichte und eine Epistel nach der anderen schon ihren Bearbeiter finden, bis endlich einer an dem Ziele anlangt, wo jener

Denker endlich einen Ruhepunkt gefunden, der in Tiecks Fortunat als der zweite Kläger gegen die trügerische Austheilerin der Gaben auftritt, der Gott und die Welt und endlich sich selbst geläugnet hatte.

Interimistisch wird S. 654 noch zugestanden, „daß der ungeheuere Umschwung von der tiefen Niedergeschlagenheit und gänzlichen Hoffnungslosigkeit der Jünger Jesu bei seinem Tode zur Begeisterung und Glaubenskraft am Pfingstfest sich nicht erklären ließe, wenn nicht dazwischen „etwas ganz „außerordentlich ermuthigendes vorgefallen wäre, und „zwar etwas, das sie von der Wiederbelebung des „Gekreuzigten überzeugte.“

Was nun ganz außerordentlich ermuthigendes mit einem Manne vorfallen kann, wenn er, auf dem alle Hoffnung beruhte, schmählich hingerichtet wird und todt und begraben bleibt? — da stoßen wir allerdings auf etwas, das wider die Vernunft wäre. Daß ein bloßes Gerede von Visionen solch ungeheuren Umschwung zu Wege gebracht haben solle, würde immer für ein Wunder erklärt werden müssen, wenn wir auch der Vernunft noch mehr Gewalt anthun und annehmen wollten, der Umschwung wäre erst lange nachher geschehen, und von Christus Tode am Kreuz bis zur Gründung der christlichen Gemeinde sei eine lange, finstere Lücke in der Geschichte. Oder ist es auch nur Mythus, daß

das Christenthum durch den Glauben an den auferstandenen Christus in einer Reihe der wunderbarsten Kämpfe über die Macht triumphirt hat, unter deren Streichen tausende seiner Bekenner, geistig ungebeugt, bluteten, daß es die Welt umgebildet und überwunden hat? — Und dies Wunder soll damit erklärt werden: „daß der gewaltige Ein„druck großartiger Persönlichkeit wohl im Stande „gewesen sein wird, seine unmittelbaren Schüler „im Kampfe mit den Zweifeln an seiner Messiani„tät, welche sein Tod in ihnen erregt hatte, zu ähn„lichen Geschichten zu begeistern."

Auch die Bekehrung des Paulus soll durch eine geistige Krisis erklärt werden, in der sich der innere Kampf entladen mußte!

Also dem Zweifel soll möglich sein, was für den Glauben unmöglich ist? —

Um zu diesem Resultat zu gelangen, daß die wunderbare Wirkung in einer Exaltation ihre Ursache habe, deren Grund kein Mensch begreift, da es wider alle Vernunft ist, sich von Siegesfreude zu berauschen, wo ein ungeheuerer Verlust das Gemüth niederdrückt und der Umschwung von trostlosem Schmerz zur kräftigen Freudigkeit, ohne eine entscheidende Änderung der Verhältnisse, zu ungereimt ist, als daß er auch nur in einer Fabel Platz finden könnte; um statt eines von Gott geschehenen Wunders, ein anderes aus Sagen zusam-

mengestoppeltes vor sich zu haben, — dazu ist alle diese Mühe aufgewendet worden? Deshalb werden sorgfältige Messungen angestellt, um den Raum für die Erscheinungen zu prüfen, es werden Untersuchungen vorgenommen, um den Hauptschauplatz auszumitteln, es wird geforscht, ob sich kein alibi nachweisen lasse, es wird erwogen, wie der auferstandene Heiland durch eine verschlossene Thür habe kommen können, um seinen Jüngern zu erscheinen und dem ungläubigen Thomas zum Glauben zu verhelfen. Doch auch er, sammt seinen Zweifeln, ist ja auch Sage, alles ist Sage, soweit das Auge reicht, nichts als Sage! —

Halten wir uns nun an das, was aus der reichen Erbschaft übrig gelassen wird.

Etwas Außerordentliches, Außergewöhnliches, wie es im natürlichen Verlauf menschlicher Dinge nicht vorzukommen pflegt, müssen wir nun einmal statuiren, wenn wir nicht den letzten Schimmer von Vernunft aufgeben und der christlichen Kirche alle Realität absprechen wollen. Die Gränze zwischen Außerordentlichem, „ganz Außerordentlichem" (was sogar zugestanden wird) und Wunderbaren, ist nicht ohne einige Schwierigkeit festzustellen. Denken wir dabei an eine, mehr oder weniger unmittelbar eingreifende, göttliche Weltregierung, so wäre uns über diese Schwierigkeit hinweggeholfen, damit dürfen wir aber nicht kommen, und die wirkliche Auferste-

hung darf unter keiner Bedingung zugestanden werden; obligater Blitz und Donner ließe sich noch eher hören; Visionen hingegen stehen zu Diensten so viel begehrt werden, selbst daß ganze Versammlungen (von mehr denn fünfhundert Personen, von welchen Paulus erzählt) „wirkliche“ Visionen gehabt, wird S. 660 durchaus denkbar gefunden.

Die berichtigte Vorstellung von dem, was wirklich geschehen, würde also ungefähr folgende sein:

Die Jünger giengen nach dem Tode ihres Meisters betrübt und hoffnungslos nach Galiläa; da setzten sie sich hin und lasen in den Schriften des alten Testaments, und fanden darin die Idee eines Messias; was auf den Lebenden nicht gepaßt, paßte nun auf den Todten, die an den Lebenden nicht geglaubt, glaubten nun an den Todten, was dem Lebendigen nicht gelungen war, gelang nun dem Todten; „die älteren Jünger, in denen der Tod den Eindruck des Messias vernichtet hatte, mußten, da sie lediglich den Tod als Faktum vor sich hatten, die Ansicht einer Auferstehung erst produziren, so bildete sich allmälig die Vorstellung von der Auferstehung, bis diese Überzeugung den Muth und die Begeisterung seiner Anhänger soweit gehoben hatte, daß sie es wagten, damit in der Hauptstadt aufzutreten, und da war es nicht mehr möglich, durch den Leichnam Jesu sich selbst zu überführen oder von andern überführt zu werden.“

Hilft uns denn nun diese kunstreiche Konstruktion über das Wunder hinaus?

Es würde, wenn wir auch Alles, was undenkbares und widersprechendes in dieser Erklärung ist, geduldig und dankbar als höchst denkbar hinnehmen, doch immer darauf hinauslaufen: daß Christus ein Wunder in der Weltgeschichte hervorgebracht hat, das einzig dasteht.

Soll nun diese Realität durch wesenlose Visionen und Faktionen, die Wahrheit durch Irrthum und Täuschung, das Geschehene durch Ungeschehenes produzirt worden sein? so haben wir da nicht allein ein ganz unbegreifliches Wunder in der Geschichte, sondern neben dem, als Ergebniß weitläufiger Studien, ein Bouquet von Sätzen vor uns, in denen eine Idee der anderen und, in derselben Phrase, der eine Sinn einem anderen gänzlich widerspricht, eine aus Fiktionen gemachte Wahrheit; eine rethorische Figur welche contradictio in adjecto genannt wird, was ohne rethorische Figur, im gewöhnlichen Deutsch, wenn dergleichen im gemeinen Leben vorkommt, nicht Doppel-Sinn, sondern (sit venia verbo) Unsinn heißt.

Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glauben vergeblich; dann bliebe es aber vollkommen unbegreiflich, wie das Christenthum hat entstehen können, wie es entstanden ist, wie es hat bestehen können, wie bis jetzt der Fall gewesen und

wie es trotz aller kritischen Bearbeitung bestehen wird, wie wir zu Gott hoffen. —

Was nach kritisch bearbeiteter Auferstehung noch über die Himmelfahrt gesagt wird, möchte schwerlich der Mühe werth sein zu lesen, man kann sich das nach dem Vorhergehenden ungefähr denken.

Daß die höhere Welt nicht im oberen Luftraum unserer Atmosphäre zu suchen sei, weiß unser eins auch,

kein Todter braucht vom Grabe herzukommen,
uns das zu sagen,

auch braucht kein Philosoph sich deshalb zu bemühen. Wer an die Auferstehung glaubt, braucht keine physikalische Untersuchungen, um denkbar zu finden, daß der Heiland nach vollbrachtem Werk sich von der Erde erhob, und wer nicht an dies Wunder göttlicher Gnade glauben will, der könnte sich und uns die unfruchtbare Mühe einer Untersuchung sparen, die, wenn sie von keinem festen Grunde ausgeht, zu nichts führen kann.

Ob sich aber etwas vernünftiges dabei denken lasse, daß ein von den Banden der Schwere befreites Wesen nicht an die Erde gebunden sei, wie wir und die menschliche Gestalt auch da noch eine Bedeutung behalten kann, wo der irdische Stoff des Leibes nicht mehr gilt? darüber ließe sich mehreres und leicht besseres sagen, als die ungebührlich wohlfeile, völlig aus der Luft gegriffene Annahme S. 675.

man müßte also nur etwa eine göttliche Accommodation an die damalige Weltvorstellung annehmen und sagen „Gott habe um die Jünger von dem Zurückgang Jesu in die höhere Welt zu überzeugen, das Spektakel einer solchen Erhebung veranstaltet“ ꝛc. ꝛc.

Wir lassen das unerörtert und gehen zu den Resultaten der neuen Lehre über. —



Dritter Abschnitt.

Resultat.

Müde und matt, wie ein Wanderer, der nach des Tages Last und Hitze sich nach einem Obdach sehnt, gelangt der Leser, nachdem ihm in zwanzig Kapiteln immer wieder von neuem die Geschichte von der Sage und dem Mythus erzählt, vom eigentlichen Wesen des Evangeliums aber sehr wenig gesagt worden ist, auf der 686sten Seite des 2ten Bandes zur Schlußabhandlung, welche, nach der in der Vorrede zum 1sten Bande gegebenen Verheißung, „das kritisch Vernichtete dogmatisch unversehrt wieder herstellen soll.“ Wenn der Durstende, erschöpft von dem langen, langen Marsch durch die unfruchtbare Wüste, nun zu der Quelle eilt und alsbald auf einen Labetrunk hofft, so ist er getäuscht; was von weitem wie das Wasser des Lebens erschien, war eine Luftspiegelung, ein wunderbares Phänomen, was von besonderer objektiver Beleuchtung oder besonderer subjektiver Disposition abhängt, worüber Physiker und Sachverständige verschiedene Erklärungen geben, wovon aber soviel unzweifelhaft

gewiß ist, daß es dem Durstigen keinen Tropfen giebt.

Diese trostlose Überzeugung tritt zwar erst in ihrer ganzen niederschlagenden Gewalt dem Suchenden am Ende entgegen, bis dahin könnte ein gutmüthiger Schüler immer noch hoffen, die Erfüllung des Versprechens werde noch kommen; endlich muß aber doch der geduldigste zu der Überzeugung kommen, daß es ihm gegangen ist, wie den Leuten in der Gellertschen Fabel, welche lange warteten, um zu sehen wie es ein Künstler machen würde, in eine enge Urne hineinzukriechen, wie er angekündigt hatte; sie saßen und warteten, bis es endlich historisch feststand, daß der Mann ganz bequem zu einer Hinterthür hinausgegangen war und sie sitzen gelassen hatte. Da erhob sich die Versammlung vor der leeren Urne und ging beschämt und unmuthig nach Hause.

Der Schreiber dieser Zeilen hat sich darüber, daß er lange mit einer eitlen trügerischen Hoffnung hingehalten worden sei, nicht zu beklagen; nachdem er einmal trotz der Warnung, daß das Buch nur für Wissende bestimmt sei und das profane Volk davon weg bleiben solle, sich über die geweihte Schwelle gewagt, hat er schon in der Einleitung zu merken bekommen, daß es mit dem Kunststück des Wiederaufbauens nicht viel werden würde. Er hält zu fest an der Überzeugung, daß die ewige

Wahrheit, dem irdischen Golde vergleichbar, nicht von Menschen gemacht werden kann, wohl aber mannichfach verarbeitet, und daß alles hämmern, poliren und destilliren das Gold wohl bis zum Unkenntlichen verstellen, aber nicht nach Belieben aus Spreu Gold machen kann. —

Er hat von der neuen Lehre demnach nicht viel erwartet, doch aber blieb die Hoffnung: daß sie mehr enthalten, daß sie einer Religion ähnlicher sehen, daß sie doch etwas besseres, als eine rohe Vergötterung der Menschheit aufbauen werde.

Beim Lesen des Buchs ist es gewiß manchem Leser zuweilen zu Muth geworden, wie wenn man bei Sturm und Regen aus einem Moment der Mäßigung die Hoffnung schöpft, es werde besser werden, die Sonne werde wieder durchdringen; es wird aber nicht besser, oder wie bei Gelegenheit des so beherzigenswerthen Wortes „daß wir das N. T. nehmen sollen, wie es sich giebt" bemerkt worden ist, es wird dem Leser, wie wenn er ein Schiff auf sich zu segeln sieht — es lavirt aber nur und wirft keinen Anker. —

Bei näherer Erwägung kann solche Hoffnung auch nicht aufkommen, denn hätte der Autor solche Dispositionen, so hätten wir ja sein Werk nicht vor uns. Wir müssen es also nehmen, wie es ist.

Die Schlußabhandlung führt uns noch einmal durch das Fegefeuer verschiedener Christologien, zeigt

uns welche Fülle von beseligenden, erhabenen, ermunternden und tröstlichen Gedanken der ersten Gemeinde aus ihren Vorstellungen über ihren Christus geflossen (S. 690), wie diese Fülle, durch das Gezänk der Parteiungen beengt und verderbt, vom s. g. Rationalismus zu einem Kompendium der Sittenlehre verflacht, von einer eklektischen Christologie einer willkührlichen Spekulation unterworfen und so von den nacheinander an der Spitze der herrschenden Weltweisheit gestandenen Meistern und deren Jünger verarbeitet worden ist, bis wir S. 734 das caput mortuum finden, das nach allen Operationen übrig geblieben sein soll.

Ehemals rechtfertigte die Kirche ihre Aussprüche mit der Behauptung, daß sie nur die alte immer geglaubte Wahrheit enthielten, nie Neues erfunden und das Neuerscheinende nur durch die Variation einer neu aufgekommenen Verirrung hervorgerufen würde, jetzt sollte es heißen: es gefällt dem Geist der Zeit und uns, an die Stelle der alten Wahrheit etwas Neues zu setzen.

Die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur soll in der ganzen Menschheit begriffen werden, die Menschwerdung Gottes von Ewigkeit her nicht in einem abgeschlossenen Punkt der Zeit, das wird als der Schlüssel der ganzen Christologie gegeben.

„In einem Individuum, einem Gottmenschen ge-

dacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt, heißt es S. 731, in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen." Die Menschheit ist der menschgewordene Gott rc.

„Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht, d. h. durch die Belebung der Idee der Menschheit in sich, namentlich nach dem Momente, daß die Negation der Natürlichkeit, welche selbst schon Negation des Geistes ist, also die Negation der Negation, der einzige Weg zum wahren geistigen Leben für den Menschen sei, wird auch der Einzelne des gottmenschlichen Lebens der Gattung theilhaftig."

Ob Nicodemus dieses, namentlich den Moment der Negation der Negation, faßlicher gefunden haben möchte als das, was ihm Jesus über die geistige Wiedergeburt sagte? — oder möchte nicht mancher Jünger, trotz aller Weihe der Weisheit und aller Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts, dazu seufzen: das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? —

Was aus Gott wird, darüber läßt sich das neue credo nicht aus, es sagt nur: die Menschheit ist der menschgewordene Gott. Ob außer dem menschgewordenen überhaupt ein Gott ist? das mag der Bekenner der neuen Konfession errathen, es scheint die kritische Bearbeitung ist damit noch nicht ganz

fertig. Ob die Menschheit über diese Offenbarung, daß sie Gott sei, jubeln, oder wie eine vaterlose Waise nach einem anderen Schutz und Schirm sich umsehen solle? auch das bleibt im Dunkeln. Jedenfalls steht es mit dem Individuum sehr übel, das mit allen Hoffnungen, die über die Spanne Zeit, die ihm hier zugemessen ist, hinausreichen, an die Menschheit, an die Erde und auf den Trost verwiesen wird, daß künftig andere Leute noch allerlei interessantes entdecken und erleben werden.

Wie der Mensch mit dem, was er sich als das Heil seiner Seele gedacht hat, aus dem Leben der Gattung, aus diesem Wirwarr von Gutem und Bösen, von Edlem und Verruchtem, von Gaben und von Mängeln, von Geist und von Thorheit, von Göttlichem und Bestialischem herausfinden soll, wie er sich die, durch keine Wissenschaft zu beschwichtigende und durch keinen Begriff zu befriedigende, unabweisliche Frage beantworten soll: was soll ich thun daß ich selig werde? darauf giebt ihm die neue Lehre keine andere Antwort, als die, welche der Sanhedrin dem Judas gab, als es ihn reuete, den Heiland verrathen zu haben: was gehet das uns an? da siehe du selbst zu! —

Hoffen wir nur in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen, sagt der Apostel Paulus; geht unsere Hoffnung aber vollends im irdischen Leben der Gattung unter, so

geht alles verloren und wir finden uns, mitten in der menschgewordenen Gottheit, wieder in dem Zustand, in welchem ein heidnischer Naturforscher (der ältere Plinius) den Menschen das unglücklichste unter allen Geschöpfen nennt, da doch die andern keine über die Schranken ihrer Natur hinausgehenden Bedürfnisse hätten, in der seinigen aber der größte Hochmuth und unendliche Wünsche, mit der größten unbefriedigten Armseligkeit, sich lügenhaft widersprechend verknüpften.

Den Zweck seines irdischen Daseins in einem von aller Selbstsucht entäußerten, aufopfernden, hingebenden Leben zu verfolgen, ist ohne Zweifel eine hohe und schöne Idee, sie ist durchaus urchristlich. Wohl dem, der sie nicht bloß begreift, sondern dem es gelingt sie auszuführen, daß man von ihm sagen könne, er hat nicht für sich, sondern für andere, für die, die ihm lieb waren, für sein Vaterland, für seine Zeit, für die Menschheit gelebt, und wehe den Egoisten, die nur für sich leben wollen, die Dante in den Vorhof der Hölle setzt, weil sie Gott und seinen Feinden mißfällig aus dem Himmel ausgeschlossen, ins Fegefeuer nicht zugelassen und in der Hölle ungern geduldet werden, da die Verdammten auch nichts mit ihnen zu schaffen haben mögen.

Verliert dann aber das irdische Leben nicht alle Bedeutung, ist dann noch irgend etwas für den Men-

schen auf Erden zu thun der Mühe werth, wenn es außer diesem Leben mit ihm aus ist? —

Welchen Werth behält die Gesammtheit, von der jeder einzelne Theil gleich Null gesetzt wird? —

Ist es wahr, daß dies persönliche Bewußtsein, dies Dasein, was ich mein eigen nenne, im Gesammtleben der Menschheit mit meinem letzten Pulsschlag erlischt, so daß von mir dann nichts übrig bleibt, so ist es ja unbestreitbar konsequent und der einzige Trost, der in einem so niederdrückenden Verhältniß einigermaßen aufrichten kann, den kurzen Moment, der mein ist, so gut wie nur irgend möglich zu genießen, und so lange ich bin, den Mittelpunkt der ganzen Welt in mir zu fassen und auf jede mögliche Weise festzuhalten. Es ist schön und groß, den eigenen Willen einem höheren Gesetz, sich selbst einem höheren Zweck aufopfernd, hinzugeben, Thorheit aber wäre es, für nichts und wieder nichts solches Opfer zu bringen. Alle Liebe zu den Mitmenschen wird zu einer sentimentalen Thorheit, wenn in keinem eine unsterbliche Seele ist.

Die Feinde des Evangeliums sind folgerechter in ihrem System, wenn sie diese Lehre der Menschenvergötterung, ohne Umschweif, so zum Nutzen und Frommen wenden, als wenn sie neben ihrem Unglauben einen Theil des göttlichen Worts mißverstanden und verstümmelt beibehalten wollen.

Man rede dabei nicht von Verketzerungssucht,

welche mit gehäßigen Insinuationen alles recht schwarz machen wolle, man muß unter allen Umständen, vor allem wissen, was man eigentlich will? Die Leute nehmen es in der Regel sehr übel, wenn man denkt, sie wüßten nicht recht was sie eigentlich wollen, und die feine Welt vermeidet sorgfältig so etwas zu sagen, indessen befinden sich sehr viele, recht brave und kluge Leute, in dem Falle, daß sie mit ihrem Wissen und Wollen nicht ganz im Klaren sind, daß sie nicht wissen und einsehen wollen, wohin ihre Richtung führt. Es wäre nicht allein lieblos und ungerecht, es wäre obendrein thörigt zu sagen, alle Ungläubige wären verruchte Bösewichter (es fehlt ebenfalls sehr viel, daß alle Gläubige vortreffliche Menschen wären), es ist sogar für die gewöhnliche Weltklugheit und Menschenkenntniß eine sehr richtige und nützliche Regel, daß man die Leute mehr danach beurtheilen soll, wie sie sein wollen und ob sie überhaupt ein Ziel vor Augen haben, als danach, wie sie sich gerade im Augenblick vor uns darstellen. Hier ist die Rede von dem Ziel und nicht vom Standpunkt, noch von dem Werthe dieser oder jener Person, und in diesem Sinne, ist die Überzeugung weder zu bestreiten noch zu bemänteln, daß es eine Thorheit ist, von christlicher Moral, von christlicher Liebe, christlicher Tugend und christlicher Freiheit zu reden, ohne an das Christenthum zu glauben. Es hat viele tugendhafte Heiden gegeben und

und es kann deren auch jetzt geben, jede Religion erkennt eine Gottheit über der Menschheit, auch das Heidenthum hat eine Ahndung davon, daß der Mensch zum Bilde Gottes geschaffen ist, und auch ein Heide hat sein Gewissen — aber das Dogma von der in die Menschheit inkarnirten Gottheit, insofern damit die Summe abschließt, in sofern das als ein der fortschreitenden Bildung genügende Lehre aufgestellt wird, führt uns wieder auf den Standpunkt zurück, wo das Heidenthum in Verwesung überging.

Auch damals sprachen die Sophisten von fortgeschrittener Bildung und sahen herab auf alte Überlieferungen, die sie nicht mehr verstanden; bei aller Begierde, welche, die Athenienser zur Zeit als Paulus zu ihnen kam, empfanden, stets etwas Neues zu sagen und zu hören, möchten sie doch in dieser Lehre nichts Befriedigendes gefunden und einem Prediger dieser Schule nichts anders geantwortet haben, als was etliche zu dem Apostel sprachen, als er ihnen das Evangelium zu verkündigen begann *).

Jetzt, wie vor 1800 Jahren, sind es hauptsächlich zwei Haupt-Richtungen welche dem Christenthum widerstreben, die sinnliche (fleischliche, wie sie die Schrift nennt) und der geistige Hochmuth, die eine wendet sich ab, weil sie sich in ihrem Herzen unfähig hält, dem Christenthum nachzukommen, die an-

*) Apostelgeschichte. 17, 18.

dere, weil sie sich einbildet, es befriedige den strebenden Geist nicht.

Die epikuräische Lehre: laßt uns das kurze Leben genießen, mit allen ihren Nutzanwendungen, wie sie in neuester Zeit mit vergnügter Frechheit aufgetreten, ist bei weitem nicht das Schlimmste, was aus solcher Irreligion entstehen kann und entstehen muß. Dieser Lehre fehlt ihr Korrektiv schon innerhalb dieses Lebens selten. Die fröhliche Lust verfliegt, das heitere Spiel des Lebens wird ernst, ein Genius nach dem andern, dem man opferte, kehrt seine Fackel um, und mancher, der auf solchem Wege gewandelt, kehrt um, wenn er das Verderben erkennt, wohin er führt, und wird ein Christ, nachdem er begriffen, daß nur im Christenthum Heil, und daß es so unerreichbar nicht ist, wie er sich vorstellte. Dergleichen Erzählungen gehören in die Traktätchen, die in der Vorrede zum IIten Band geringschätzig über die Achsel angesehen werden; es ist keine große Kunst dergleichen Traktätchen zu schreiben, und man kann ein guter Christ sein, ohne sich mit ihnen herumzutragen; das Wesentliche davon, die Rettung einer im Untergang begriffenen Seele, gehört aber doch zur Sache, und die Philosophie, die von Religion spricht und das nicht einsieht — weiß nicht was sie will. Wem dergleichen zu uninteressant ist, der rede über andere Dinge, schweige aber über christliche Lehre.

Viel verderblicher, als jene flache Irrlehre des Genusses, ist die tiefer einschneidende, stolze Selbstgenügsamkeit, welche die Menschheit vergöttert, wo sie ihr dient und gefällt, und sie unbarmherzig unter die Füße tritt, wo sie im Wege steht, die sich, als über Allem schwebend, vollendet, selbstständig als inkarnirten Gott setzt; man nenne das Pantheismus, Atheismus oder wie man wolle, es ist ein ärgeres Heidenthum als der Dienst Molochs und Baals, es ist der ärgste Rückschritt, der auf dem Wege der Erkenntniß gemacht werden kann. Geht noch einen Schritt weiter in dieser Richtung, und dem inkarnirten Gott vergeht das menschliche Bewußtsein.

Der Kern dieses sich selbstvergötternden Aberglaubens ist durchaus nicht neu, sondern uralt und schon oft in der Welt vorgekommen. Cajus Cäsar Caligula scheint unter andern eine Tendenz gehabt zu haben, diese Ansicht zur herrschenden zu machen, als er den Juden gebot, sein Bild in den Tempel ihres Gottes zu setzen (wie Tacitus erzählt); überhaupt hat dieser Kultus unter den Gewaltigen der Erde von jeher manchen Bekenner gefunden. Für den Genius des Imperators nach römischer, oder für ähnliches in anderer Manier, ist diese Lehre sehr bequem, nur der Einfall ist neu, dies als den Schlüssel des christlichen Glaubens auszugeben. Für die Anhänger dieses Systems wird dieser Gedanke, der in dem Straußischen Werke den Knopf des Sy-

stems bildet, nur ein Fußschemel sein, um zu einer anderen Form des Atheismus zu gelangen, für den Verfasser selbst kann er der Anker werden, der ihm hilft, wenn er sich „am Felsen hält, an dem er scheitern sollte." Wir wollen es ihm von Herzen wünschen.

„Die Menschheit," sagt die neue Konfession, „ist die Vereinigung der beiden Naturen. Der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche, und der seine Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist, das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur."

Dazu könnten wir allenfalls, wie Gretchen auf Faust's religiöse Ansichten, antworten: „ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bischen anderen Worten." Die heilige Schrift giebt aber eine richtigere und bestimmtere Erklärung darüber, als Gretchen von ihrem Pfarrer vernommen und behalten haben mochte, die Schrift sagt, der Mensch ist zum Bilde Gottes geschaffen, er hat aber dies Bild verdorben, indem er in die Sünde verfiel, dadurch sind die Erinnerungen verdunkelt. „Die Menschheit, heißt es weiter, ist der Wunderthäter, sofern im Verlauf der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Thätigkeit heruntergesetzt wird."

Mit diesem „sofern" befinden wir uns, wie durch

einen Windstoß, in eine Richtung geworfen, wo wir die Küste der Heimath aus dem Gesichte verlieren. Wenn darin das Wunderthun besteht, daß die Menschheit sich der Erde bemächtigt und darauf sich immer bequemer einrichtet, so hilft das dem Menschen, sobald die Stunde kommt, wo er von all den schönen Sachen Abschied nehmen muß, bitterlich wenig; der Gedanke an Kompaß und Dampfmaschine hat weder zu Wasser noch zu Lande einem Sterbenden jemals eine Stütze gegeben. Übrigens ist es mit dem Heruntersetzen der Natur zum machtlosen Material menschlicher Thätigkeit, wie schon an einer anderen Stelle erwähnt worden, noch bis auf den heutigen Tag nur äußerst relativer Weise so erstaunlich weit gekommen, wie der Lärm der Industrie glauben machen will; die Mechaniker und Philosophen unterliegen der Macht der Natur nach wie vor und sterben wie das gemeine Volk, das sich um ihre Wunder nur insofern bekümmert, als es einen ganz beschränkten Zweck damit erreichen will. Mehrere, welche in diesem Sinne die eigentlichen Wunderthäter genannt werden könnten, haben von ihren Entdeckungen gerade die entgegengesetzte Ansicht gehabt, wofür das famose Ei des Entdeckers der anderen Hämisphäre zum Beispiel dienen kann.

Mit dem nächsten Satze gerathen wir nun vollends in einen Strudel, in dem Alles untergeht. „Die Menschheit ist der Unsündliche, so-

„bald der Gang ihrer Entwickelung ein tadelloser ist, „die Veruneinigung immer nur an Individuen klebt, „in der Gattung aber und in ihrer Geschichte auf„gehoben ist.“

Damit wird nicht allein alle heilige, sondern überhaupt alle Geschichte aufgehoben; der Satz wäre nur richtig, insofern alles anders wäre, als wir es vor Augen sehen. Wer hat jemals in den Büchern der Geschichte geblättert, wer hat sich je in der Welt nur mit einiger Aufmerksamkeit umgesehen, ohne wahrzunehmen, daß der Gang der Entwickelung der Menschheit im Ganzen und im Einzelnen nie tadellos ist, sondern gar leicht auf tausend Abwege geräth, von denen er schwer zurückkommt, ehe er zu einem Wendepunkt getrieben wird, daß die Veruneinigung keineswegs nur an Individuen klebt, sondern in furchtbarer Ansteckung ganze Generationen und Völker ergreift und sich nicht von selbst in der Geschichte aufhebt, sondern mit tiefen Zügen sich darin eingräbt. —

Die Protestationen gegen die Lehre von der aufgeerbten Sündhaftigkeit berufen sich auf die Freiheit des Willens, um dadurch aus eigenen Mitteln gerecht werden zu können. Indem sie die Erbschaft nur cum beneficio legis und ihres selbstgemachten Inventariums antreten wollten, längneten sie wenigstens nicht, daß es eine geistige Fortpflanzung der Charaktere giebt; niemand hat noch behauptet,

daß der Sohn gerade so werden und bleiben müsse, wie der Vater war, aber wenn auch die Bildung der Gegenwart die Erbschaft der Vorfahren aufwiegen kann, wie ist es dann mit den Völkern und den Individuen, wo diese Zugabe fehlt? — Was wird aus den ungezählten Millionen Seelen, die ohne an jenen Wunderwerken neuester Erfindung Antheil zu haben, zu Grabe gehen? Nichts!

„Die Menschheit ist der Sterbende, Auferstehende und gen Himmelfahrende, sofern ihr aus der Negation ihre Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit, als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes, ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht. Durch den Glauben an diesen Christus, namentlich an seinen Tod und seine Auferstehung, wird der Mensch vor Gott gerecht.“ — Wenn wir hier ohne „sofern“ und ohne eine Bedingung im Nachsatz den Vordersatz dahin ändern:

die Menschheit ist lebend, folglich als solche keiner Auferstehung bedürftig, niemals gen Himmel fahrend, sondern an die Erde gefesselt, so werden wir uns der Wahrheit bedeutend näher befinden. Die Gegensätze, die der persönliche, nationale, weltliche Geist hervorruft, der in der Menschheit waltet, würden sich in Einigkeit mit dem Geist Gottes auflösen, wenn sie in ein höheres geistiges Leben einzugehen vermöchte; vermöge ihrer

endlichen Natur vermag sie das aber nicht, daraus sehen wir aber, daß sie nicht göttlich, sondern eben das ist, was sie ist, — menschlich, irdisch, endlich. —

Der Mensch geht erst durch seinen eigenen Tod und seine eigene Auferstehung in das göttliche ewige jenseitige Leben ein, wenn er durch den Glauben vor Gott gerecht geworden.

Wenn wir die Lesart dahin abzuändern uns erlauben, so haben wir das gerade Gegentheil von dem, was uns die neue Lehre lehren will, und es möchte sich dabei doch viel mehr wahres denken lassen, als bei der Negation der Natürlichkeit, welche Negation des Geistes ist, also die Negation der Negation, welche der einzige Weg zum wahren geistigen Leben für den Menschen sein soll.

Ohne sich Sitz und Stimme im Kapitel der Philosophen anmaßen zu wollen, kann unser einer doch soviel von ihrem Treiben verstehn, daß er weit entfernt ist, mit ihren Nothformeln seinen Spott zu treiben, wenn sie sich bemühen, das Reich der Gedanken übersichtlich, nach einem reiflich durchdachten System der Projektion und Darstellung, zu Papier zu bringen.

Der Topograph bedarf Charaktere, der Redner Worte, der Philosoph fordert mit Recht, daß der Schüler die Sprache des Meisters lerne, wenn er über sein System mitreden will. Ist diese Sprache

dunkel und schwierig — wir können nicht verlangen, daß sie um unsertwillen sich deutlicher ausdrücke, sehe jeder wie er's treibe! Anders aber ist es mit der Lehre, die religiös sein will, diese soll erbauen, was etwas anders ist als konstruiren.

Die Thüren eines Laboratoriums werden weise verschlossen, damit nicht Unkundige störend hineinkommen, die Thüren der Kirche sollen offen stehen; die Mysterien des Christenthums sind wesentlich von denen des Heidenthums verschieden, die den Zutritt der Ungeweihten abwehrten. Das Christenthum verheißt nicht seinen Bekennern alle Geheimnisse Gottes hier auf Erden durch Formeln zu expliziren, es verheißt sie „in alle Wahrheit zu leiten". Die Fähigkeit der Menschen ist unendlich verschieden, sie haben nicht alle das Talent, künstliche Formeln zu handhaben; jene Verheißung umfaßt sie alle; die heilige Schrift giebt jedem, was er bedarf, und läßt keinen der Wahrheit sucht, ohne eine Hülfe.

Die neue Christologie giebt nichts, als ein Raisonnement über die Menschheit, das aber weder neu, noch richtig ist; sie enthält nichts, was für religiös gelten könnte, sie ist weder Dogmatik noch Predigt, und insofern der Zerstörungs-Prozeß durch die Kritik gelungen wäre, würde nichts damit wieder aufgebaut, hergestellt noch unversehrt nachgewiesen, als die Prätention nach Belieben Wahrheit aufheben, setzen und machen zu können. Diese Christologie

ohne einen persönlich erschienenen, wirklichen, gestorbenen und auferstandenen Christus, ist eine völlig willkührlich gemachte Chimäre.

Dies Resultat des Werks wird deshalb — wenn es erlaubt ist, über den Geist der Zeit auch eine Meinung zu äußern — im Allgemeinen keinen großen Effekt, diese Christologie wird nur wenige Proselyten machen. Es giebt zwar keinen noch so seltsamen Einfall, der nicht irgendwo Beifall fände, im Ganzen wird jedoch damit wenig ausgerichtet werden.

Der Haupteffekt möchte der Totaleindruck sein, das Faktum, daß ein gelehrter Mann bewiesen haben will, unsere Evangelien, von Anfang bis zu Ende, seien gar nichts Heiliges, sondern Mythen, Sagen, mißverstandene erfundene Worte, von unbekannter Hand niedergeschrieben, vom Aberglauben verwahrt, von der Kritik längst vielfach angegriffen, vom Licht der Wissenschaft unserer Tage endlich auf ihren wahren Werth reduzirt; das Christenthum, als veraltet, mit guter Manier (nicht mit solchem Skandal, wie man es früher versucht hat) gänzlich beseitigt, so daß der Zeitgeist frohlockend ausrufen kann, es giebt kein Evangelium mehr! wie nach Bonapartes Siegen eine transparente Inschrift an der Façade des gesetzgebenden Korps den jubelnden Parisern den alten Scherz wiederholt auftischte: es giebt keine Alpen mehr! —

Nun sind zwar die Felsenstirnen der Alpen nicht

wirklich eingesunken, als Bonaparte sie kühn überschritten, sie stehen noch immer aufrecht, wie damals als die Marseillaise zuerst in ihrem Echo wiederhallte, und wenige Jahre, nachdem jene Inschrift verloschen war, sind die Trümmer eines französischen Heeres durch ihre Pässe nach Hause gegangen; doch war es ein schöner Moment für die junge französische Republik, als es in bunten Lampen flimmerte:

es giebt keine Alpen mehr!

Es sollte ja nur bedeuten, wir sind glücklich hinüber gekommen und unsere Fahnen wehen siegreich jenseits im feindlichen Lande. —

Ist es doch, als ob der Kritiker, der so wenig auf Weissagungen hält, selbst ein prophetisches Vorgefühl seiner litterarischen Zukunft gehabt hätte; die es wohl mit ihm meinen, werden ihm am entschiedensten widersprechen, und die werden ihn preisen, um deren Beifall es ihm nicht zu thun war; nützen wird seine Arbeit manchen, mit denen er keine Verständigung hoffte, und es werden sich die auf ihn berufen, mit denen er nichts zu schaffen haben mag; allen Feinden des Evangeliums wird sein Buch ein willkommenes Ereigniß sein, um dessen innere Veranlassung, Entstehung und Konstruktion sie sich übrigens wenig bekümmern; er wird es erfahren, daß er hauptsächlich für diejenigen geschrieben hat, denen seine Arbeit nicht gewidmet war.

Zur Rechtfertigung dieser Ansicht, müssen wir

einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Christenheit in Deutschland, insbesondere auf den gegenwärtig dominirenden Indifferentismus werfen. —

Eben weil die Menschheit in Masse keine Gottheit ist, so ist in ihrer Geschichte der Unglaube uralt.

Von der Zeit, die verflossen sein kann, ehe der Zwiespalt von Gutem und Bösem, von Wahrem und Falschen entstand, haben wir keine Geschichte, das Paradies liegt außerhalb unseres irdischen Bereichs.

Mit der Erscheinung Christi ist der Unglaube nicht faktisch vernichtet, die Welt ist nicht gezwungen worden an ihn zu glauben, der Mensch hat seine Freiheit nicht blos behalten, er ist vielmehr erst wahrhaft frei durch das Christenthum geworden, der Weg zum Heile steht ihm offen, aber er wird nicht mit Gewalt darauf hingeführt, wenn er ihn nicht gehen will.

Es ist eine sehr schwierige — im Grunde wohl auch müßige Untersuchung, bestimmen zu wollen, um wieviel unsere Zeit im Ganzen reicher oder ärmer im Glauben sei, als irgend eine andere Periode der christlichen Zeitrechnung. Es hat von jeher Gläubige und Ungläubige, Gerechte und Ungerechte, Gottesfürchtige und Gottlose gegeben, mit Zahlen und Proportionen möchte in solcher Untersuchung wenig auszurichten sein, es ist aber auch nicht allein das Mehr oder Minder, sondern vielmehr das Wesen

und die Tendenz, nächstdem die Form der Erscheinung, was den Charakter eines Zeitalters bestimmt.

Für einen Heiden, der von Gott nichts weiß, giebt es keine äußere Offenbarung abzuläugnen, seine Gottlosigkeit hat es nur mit der Offenbarung zu thun, die er in seinem eigenen Gewissen vernimmt, von diesen reden wir hier nicht. Der berühmte abtrünnige Nachfolger des ersten christlichen Kaisers, der vor dem Richterstuhl seines Gewissens vielleicht reiner mit seiner Abtrünnigkeit stand, als mancher Bekenner der christlichen Lehre am Hofe von Byzanz, hoffte mit der Rückkehr zu den alten Göttern zu einer Restauration des alternden Reichs zu gelangen; er ist ein großes Beispiel des verwerflichen, das Wesen der Religion völlig verkennenden Irrthums, sie als ein bloßes Mittel für irdische Zwecke zu betrachten und gebrauchen zu wollen. Als Vorbild der Abtrünnigkeit kann er eigentlich nicht betrachtet werden, für ihn gab es andere Verlockungen, als für uns. Hätte Julian das Evangelium begriffen, so würde ihm die Wiederherstellung der Heidentempel nie eingefallen sein, ein wahrer Christ wäre er indessen damit auch nicht geworden, wenn er in der christlichen Kirche ein zweckmässiges Mittel seiner Herrschaft erkannt hätte, doch hätte er in anderen Zeiten vielleicht strenge an kirchlichen Prinzipien gehalten. Sein Haß gegen das Christenthum war politischer Natur, neben dem behagte ihm Plato

besser, als das neue Testament, und die Nachfolge vergötterter Vorfahren unendlich besser, als die eines Galiläers, dessen Anhänger schon so vielfach der weltlichen Herrschaft im Wege gestanden hatten und deren Lehre unverkennbar die Welt nmbildete. Er wüthete nicht gegen die Christen, wie Nero und Diocletian, wie er dann überhaupt nicht unvernünftig war; gehaßt hat er die Christen gewiß von ganzem Herzen, denn er sah in ihnen den Untergang des römischen Reichs und das Reich Gottes hatte er nicht begriffen. Er sah da die Gefahr, wo die Hülfe war. —

Der Unglaube des jetzigen Europas ist nicht fanatisch, wenn er auch die Gegner haßt, so scheut er sich doch vor Gewaltthätigkeiten, schämt sich sogar allzuheftiger Äußerungen; sein Hauptcharakter ist ruhige, sichere (mitunter affektirte) Gleichgültigkeit, die Parteilosigkeit genannt und über alle Differenzen in Glaubenssachen gestellt wird, die aber eigentlich indifferent mitten darunter steht.

Das Idol der jetzigen Zeit ist die Behaglichkeit des Moments, die Aussicht auf dessen Dauer und Zunahme, als nächstes, wirksamstes, alles umfassendes Mittel dazu, verehrt sie das Geld.

Jedermann sieht ein, daß der Erfolg dieses Kultus unzuverlässig ist, seine Theorie ist deshalb durchaus schwankend, seine Praxis durch zahllose Abstufungen variirt, der Punkt in welchem alle seine Anhänger übereinkommen, ist eine schwankende Hoffnung

zu gewinnen, und ein bittrer Ärger, wenn sie nicht in der großen Lotterie gewinnen, in welcher jeder seine Ansprüche einsetzt und in welcher Erfolge aller Art in rastlos fortgesetzter Ziehung herauskommen sollen.

Versuche, neue Religionen zu stiften, machen dermalen kein Glück, jeder macht sich die seinige für seinen Bedarf selbst. —

Der Versuch der Saint-Simonisten, die jetzt beschäftigt sind im Orient das freie Weib aufzusuchen, stellte, nicht ungeschickt, den Grundsatz: die Bekenner nach Verdienst und Fähigkeit zu bezahlen, an die Spitze des Systems; damit sollten Talente gewonnen werden; das freie Weib war nur eine Verzierung des Lesegebäudes, die Kasse seine Grundlage.

Auch der Kultus des großen Wunders unserer Tage (das die Kritik andächtig verehrt und höher hält, als alles, was in Galiläa jemals geschehen ist), der Industrie, der Dampfmaschine, sammt den Eisenbahnen, auf denen sie die gottähnlich gewordene Menschheit mit Sturmeseile herumschieben soll, haben sich die Priester des goldnen Idols in der Idee schon bemächtigt, noch ehe sie gebaut sind; die Idee, noch während sie unwirklich ist, (wie von der kantischen S. 734 gesagt wird, die nur leeres Sollen und Ideal ist) trägt bereits schöne Procente, bringt Geld ein, wird folglich realisirt — noch ehe die

Techniker mit ihren Anstalten über das machtlose Material, und die Regierung mit ihren Beschlüssen über das Legislative und Administrative, in Ordnung sind. —

Auf den Fanatismus, der in anderen Zeiten die ruhige Besonnenheit vielfach überwältigt und eine ungeheure Macht ausgeübt hat, ist heutiges Tages sehr wenig zu rechnen. Wo eine religiöse Schwärmerei entsteht, verkriecht sie sich eher, als daß sie die Masse mit sich fortzureißen suchte, wo extravagante Dinge für christlich ausgegeben und gepredigt werden, geschieht es in irgend einem verborgenen Winkel, gewiß nicht auf offenem Markt, wo auch wenig Anklang zu erwarten wäre. Auch die wilden erklärten Feinde des Christenthums, starke Geister von Profession, Gottesläugner, Lästerer des Christenthums, die eine Celebrität darin suchen, ruchlos zu sein, solche Leute sind, (in Deutschland wenigstens) nicht an der Tagesordnung, sie sind ganz außer der Mode und würden als pöbelhaft, unanständig und ungebildet, nur in der allerschlechtesten Gesellschaft Beifall finden.

Der Unglaube, wie er gegenwärtig dominirt, haßt vom Christenthum nur das, was ihm unbequem ist, die Lehre von der Sündhaftigkeit, Bekehrung, Buße, Demuth — davon will er nichts wissen, aber eine Religion, die Schönheit der Natur, Weisheit und Güte des Schöpfers, Glück des Lebens und un-

endliche, unbedingte Wonne, in der Ewigkeit nach einem — noch sehr fernen, noch gar nicht abzusehenden sanften Tode, lehrt, — solche Erbauung ist dem Zeitgeiste gar nicht zuwider. —

Ein solcher comfortabler Auszug aus der christlichen Dogmatik ist von jeher, nur in verschiedener Form, sehr beliebt gewesen und es hat von jeher Lehrer gegeben, die sich bemühten, diesen Bedürfniß entgegen zu kommen. In der katholischen Christenheit ward das harte Wort: kein Heil außer der Kirche, dahin gemildert, daß man mit einigen äußerlich beobachteten Gebräuchen als in der Kirche und all ihres Heiles theilhaftig angesehen wurde; in der heutigen protestantischen Welt giebt es auch dafür Dispensation und man gilt für einen Christen, ohne sich im geringsten um das Christenthum bekümmern zu müssen. Auf die erste Frage des lutherischen Katechismus, bist du ein Christ? antwortet man: ja! auf die zweite: woher weißt du das? wissen schon sehr Viele, nicht etwa unmündige, sondern sehr gebildete Leute, durchaus nichts bestimmtes zu sagen.

Dergleichen, mit der Bildung der Zeit fortgeschrittene aufgeklärte Leute, bestreiten nicht daß es ein Gott gebe, nehmen es im Gegentheil übel, wenn man ihnen Atheismus oder Irreligiosität vorwirft, (den Pantheismus halten sie für eine philosophische Redensart, worauf am Ende nicht viel ankommt)

sie nehmen es übel, wenn man daran zweifelt, ob sie mit Gott nicht auf dem besten Fuß von der Welt ständen; jeder hat seine Religion für sich, die keinem anderen etwas angeht, man spricht nicht davon, will Niemand seine Meinung aufdringen, verlangt aber dagegen auch, daß man jedem die seinige ungestört lasse.

Von Christus schlecht zu sprechen, gilt für schlechten Geschmack. Die Bibel erkennen solche Christen als ein merkwürdiges Buch an, und finden es empörend, daß der Katholische Klerus habe verwehren wollen sie zu lesen, lassen sie indessen ungelesen, da sie keine Zeit dazu haben; was sie aus dem Religionsunterricht davon wußten, haben sie vergessen und was sie noch davon wissen, sind einige Sprüche, um deren Zusammenhang und Bedeutung man sich seit seiner Konfirmation nicht weiter bekümmert hat. Mancher würde sich unendlich schämen, wenn er von seinem Fach, oder wenn er kein bestimmtes Fach hat, von der allgemeinen Bildung nicht mehr wüßte, als er vom Christenthum weiß, denn in diesem Fach ist er von einer so unglaublichen Unwissenheit, (deren er nur deshalb nicht bewußt ist, weil er nie daran denkt), daß er gar keinen Maßstab hat, um beurtheilen zu können, was wesentlicher Kern und was scholastische oder frömmelnde Zuthat ist; wenn er einmal darüber reden muß, so wirft er alles bunt und verkehrt durcheinander.

Um dies Phänomen zu beobachten, daß es in unser erleuchteten Zeit eine große Menge gebildeter Christen giebt, die vom Christenthum nichts wissen, und deren Glauben nur darin besteht, daß sie gegen einige religiöse Begriffe keinen Widerspruch erheben, braucht man sich nur einigermaßen in der Welt umzusehen; um aber zu erfahren, woher der breite Strom des Indifferentismus kommt, der durch das Land fließt, müssen wir zu den Höhen hinaufsteigen.

Um genau zu erfahren was da droben seit einer Reihe von Jahren vorgegangen, dazu gehörte eine Geschichte der Theologie und Philosophie; hier kann uns ein Blick auf den gegenwärtigen Stand genügen.

Der Geist regiert die Welt; um sie zu regieren, muß er aber vor allem mit sich selbst einig sein, denn ein Reich, das mit sich selbst uneinig ist, das wird wüste. Daß nun aber der Geist, der unser Zeitalter regieren will, nicht mit sich einig ist, das sieht ihm ein jeder an. Die Philosophie hat sich von der Theologie geschieden (diese Scheidung zeigt sich mitunter am allereinleuchtendsten gerade da, wo sie beide in einem Kopfe zusammen haushalten wollen), die modernste Philosophie will die Wahrheit machen, kein Wunder, wenn die Meister in dieser schönen Kunst von ihren Jüngern mißverstanden werden und unter den Schülern, durch die übermäßige Anstrengung, sich ein nervöses Fieber verbreitet, das

alle gesunde Produktion aufhebt, während es den Patienten in rastloser Thätigkeit aufreibt. Ihre kritische Negationen bringen nichts positives hervor, ihre doppelten Negationen affirmiren nichts, ihr nec non ist kein Ja, sondern es heißt nur „auch nicht,“ wenn es ins verständliche übersetzt wird.

Das, was aus den Werkstätten dieser Philosophie in die Welt, unter die Masse der Menschen, kommt, hilft ihr nichts, der eine staunt es an, dem andern kommt es langweilig vor; daß es nicht das ist, dessen sie bedürfen, das fühlen alle. — Ein großer Theil unserer Theologen, denen die alte Wahrheit auch nicht genügend schien, hat, indem sie der s. g. Aufklärung huldigten, das Licht verdunkelt; die das Salz der Erde sein sollten, sind in den Zustand gerathen, daß die Würze, die sie spenden, sich völlig zum wegwerfen eignet; was sie ihren Gemeinden von Christus und vom Evangelium predigen, hilft diesen äußerst wenig.

Von der heiligen Schrift sagen sie uns nichts, als was sich in andern Büchern auch findet, von Jesus sprechen sie mit ehrfurchtsvollen Mienen, warum sie ihn aber eigentlich Herrn, Heiland und Erlöser nennen, sieht niemand ein aus ihrer Lehre. Er soll ein Muster von Tugend sein, wir sollen leben wie er — nun man hat ja auch gute Vorsätze! der Geist ist willig (so lange ihm nichts in die Quere kommt), aber das Fleisch ist schwach! Der liebe Gott

ist gütig und liebreich — aus der Nachahmung Christi wird nicht viel, die Sünden werden vergeben; vom Ausrotten der Wurzel der Sünde zu reden (ohne welches Wunder das Vergeben unmöglich selig machen kann), würde zum Mystizismus führen. — Ist es zu verwundern, daß solche Lehre zum vollständigsten Indifferentismus führt? Muß doch der Prediger selbst ziemlich gleichgültig dabei sein, und wenn er einen Ausdruck von Begeisterung in die nüchterne Lobung zu bringen sucht, die er uns reicht, so macht er den Eindruck nur noch schlimmer; er provozirt im arglosesten Gemüth den Gedanken: daß er nur so thut, und die Vorstellung vom Kommödianten spielt gräßlich in die des Priesters hinein. Daran knüpfen sich dann die beliebten Ansichten: daß der Glaube nur für das rohe dumme Volk ist, um es im Zaume zu halten; daß der gebildete Mensch hingegen mit dem heiligen Herrn der Welt in ähnlicher Weise zurecht kommen kann, wie mit der irdischen Gewalt; daß die Frömmigkeit darauf ausgehe, die Welt zu verdummen, — was die sogenannte Aufklärung leider wirklich über alle Erwartung zu Stande gebracht hat, indem der Indifferentismus seine Anhänger dahin gebracht hat, das Wichtigste ganz zu vergessen, während sie sehr vieles gelernt zu haben sich einbildeten.

Der fanatische Eifer, vollends der grimmige Streit um einzelne Nebendinge, ist dem Christenthum nie förderlich gewesen.

Wir sind weit entfernt dies Geschrei zurückzuwünschen, halten vielmehr allen Separatismus für ein Übel; denn das Christenthum ist nicht in die Welt gekommen, um in Sekten eingeschlossen zu werden, sondern um die Welt zu durchdringen, zu beherrschen, zu retten und zu heiligen.

Man freut sich gegenwärtig darüber, daß der Lärm der feindseligen Spaltungen schweigt, daß Lutheraner und Kalvinisten, Protestanten und Katholiken, friedlich zusammen wohnen, ohne sich Ketzer oder Abgöttische zu schelten. Hie und da erschallt wohl ein Ruf, man wolle Deutschland wieder dem römischem Stuhl unterwerfen, die Mystiker hingen mit den Jesuiten zusammen; diese Warnungen verhallen indessen ohne großen Effekt, im Ganzen dominirt die Ansicht, daß die Augsburgische Konfession obsolet geworden sei, wie die Beschlüsse des tridentinischen Konzils, und daß der aufgeklärte Katholik mit dem aufgeklärten Protestanten im Grunde einig sei. Daß das, worüber diese Aufgeklärten einig zu sein meinen, gar kein Grund ist, — darüber wird hinweggesehen. — Diese Gleichgültigkeit schadet dem Christenthum und jeder seiner Konfession viel mehr, als ein Angriff von Aussen schaden könnte. Die durch Mattigkeit herbeigeführte Waffenruhe ist kein Friede, die Gleichgültigkeit bringt keine heilsame Einigung zu Stande. Es wäre eine Täuschung zu sagen, daß gegenwärtig wahrer Friede in der Christenheit sei; daß

es mit dem innern Frieden der Gemüther vorzüglich erfreulich stände, wird auch niemand, der die Welt einigermaßen kennt, wie sie dermalen ist, behaupten mögen.

Überall thut sich mancherlei kund, was die gegenwärtige Zeit nicht will, die Notiz, daß es kein Evangelium mehr geben soll, wird sehr Vielen sehr willkommen sein; was sie eigentlich will, diese wunderliche Zeit! das ist schwer zu sagen; die neue Christologie hat dies Räthsel gewiß nicht gelöst. —

Das Christenthum bedarf weder einer neuen Apologie, noch der Erfindung einer neuen Betrachtungsweise, aber die Welt bedarf, da wo sich Verderbliches eingeschlichen hat, einer Wiederherstellung der alten, ursprünglichen, für alle Zeiten geltenden Auffassungsweise. Das einzige Mittel dazu ist der Glaube an die reine Lehre des Evangeliums, verkündigt durch gläubige Prediger, vernommen, zu Herzen genommen, und bethätigt von der Gemeinde durch Gerechtigkeit und Liebe. Damit wird der Pest unserer Zeit, dem in die Interessen des Moments befangenen, selbstsüchtigen Indifferentismus gegen überirdische Dinge, gewehrt, der erbitterte Streit zwischen Supernaturalismus und Rationalismus heilsam ausgeglichen, jede Sektirerei verhütet, die menschliche Vernunft nicht in unwürdige Fesseln geschnürt, sondern dem Licht, der Wahrheit und der wahren Freiheit entgegengeführt werden.

Dies ist für die Menschheit, im Ganzen und für jeden Einzelnen, der Weg zum Heil und zu dem Frieden, der höher ist, als aller Menschen Vernunft.

Wenn diese Betrachtungen etwas dazu beitragen, in irgend einer Seele, die von der versuchten Zerstörung des Evangeliums verblendet und verleitet, sich vom alten Christenthume lossagen wollte, die Überzeugung zu begründen:

wie die neue Betrachtungsweise und die neue Christologie nirgends fest ist, wo man sie anfaßt, wie auch dieser, scheinbar mit so stolzer Sicherheit begonnene und durchgeführte, Versuch nur einen neuen Beweis liefert: daß niemand einen anderen Grund legen kann, außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus, der gestern und heute und ewig derselbe bleibt;

so haben sie ihren Zweck erreicht.

Wenn dies durch Gottes mächtige Hülfe dem schwachen Streben gelingt, dann mag der Wind der Vergessenheit, der durch die Geschichte und durch die Litteratur unserer Tage saust, die Blätter sammt aller Polemik, die sie enthalten, verwehen. Wer wohlmeinend mithelfen will zum Abwehren einer Gefahr, dem kann nichts erwünschter sein, als daß die Gefahr sammt der angebotenen oder geleisteten Hülfe, je eher je lieber, spurlos in ungetrübtem Frieden verschwinde.

Schlußwort.

Bei der Betrachtung des Standpunktes, von dem die sogenannte kritische Bearbeitung des Lebens Jesu ausging, des Verfahrens, das sie befolgte, und des Resultats, zu dem sie gelangte, hat ein entschiedener Widerspruch, der Natur der Sache nach, in diesen Blättern offen ausgesprochen werden müssen; nun wir damit zu Ende sind, kann mit gleicher Aufrichtigkeit dasjenige ehrend anerkannt und mit herzlichem Beifall begrüßt werden, was von der litterarischen Erscheinung des Werks zu trennen ist, wo es auf Beifall oder Widerspruch ankommt, nämlich: die Gesinnung des Autors, wie sie sich, abgesehen von seinen wissenschaftlichen Ansichten, darstellt.

Der Verfasser dieser Zeilen hat den des Lebens Jesu nie gesehen, und es ist sehr leicht möglich, daß beide zu Grabe gehen ohne einander je persönlich zu begegnen. Unser Begegnen auf diesem Felde konnte, da unsere Gedanken nicht parallel neben einander herlaufen, nicht anders statt finden, als daß sie sich in einem Punkte (im rechten Winkel) durchschnitten. Über diesen Haupt- und Mittel-Punkt uns durch Streben

nach einer Übereinkunft in mittelmäßiger Richtigkeit zu einigen, möchte wohl keinem von beiden zusagen, dennoch sind wir in anderen Punkten einig. Mit dem vollkommensten Beifall vernimmt der Laie das ernste, beherzigenswerthe, wahre Wort, am Schlusse des Werks, über die Heuchelei und Lüge derer, die sich christliche Theologen nennen, und eine Verzerrung von Lehre predigen, an die sie selbst nicht glauben. Es ist ehrenwerth, lieber laut zu sagen, was man für Wahrheit hält, als leise zu murmeln, was wissentliche Lüge ist.

Herr Dr. Strauß hat ein sehr wahres, gewichtiges Wort ausgesprochen: „dem Feuer muß Luft gemacht werden, um es zu löschen, der Krebs darf nicht halb geschnitten werden,“ noch weniger hilft es, ihn, wo er einmal ist, mit einer Bandage zu verdecken.

Wie in jeder einzelnen Seele, so muß es auch in der Gemeinde, im Staat, in der Welt, zum Spruch kommen, ob das Christenthum eine Chimäre ist, oder ob es Worte des ewigen Lebens sind, die uns die Evangelien aufbewahrt haben.

Jede Aufforderung sich zu besinnen, sich zu erwecken aus der lauwarmen Betäubung, in die so viele Christen versunken sind, ist eine Wohlthat. Ein Sturzbad sieht einer Mißhandlung sehr ähnlich, doch wirkt es heilsam auf manch betäubtes zerrüttetes Gehirn; eine ähnliche Wirkung kann dieser kalte kritische Guß auf manchen hervorbringen — freilich

kann mancher auch wohl den letzten Rest von Leben dabei aushauchen. —

Es ist ferner ein sehr wahres Wort, daß die Kollision, in welche der Geistliche geräth, der den Grund des Glaubens verloren hat, und doch diesen Glauben predigen soll, nicht durch den Fürwitz eines Einzelnen gemacht ist, sondern daß sie an das Individuum herankommt und sich seiner bemächtigt, ohne daß es sich ihrer (mit eignen Mitteln) erwehren könnte. Es bewährt sich darin die Lehre von dem überkommenen Übel. Auch für diese, höchst bedenkliche Kollision, in der die Philosophie ihren Jünger rathlos stehen läßt, giebt uns das Evangelium einen befriedigenden Aufschluß.

Es verwirft unbedingt die frevelhafte Anmaßung, Zweifel und Kämpfe der eigenen Seele für Gottes Wort auszugeben, aber es verdammt den Irrenden, Suchenden, Ringenden nicht, sondern es ermahnt, tröstet und stärkt ihn.

Wie der Wille des Menschen frei gegeben ist und in der Möglichkeit des Bösen für den Menschen auch erst die Möglichkeit der Tugend liegt, so ist es auch mit der Erkenntniß. Eindrücke, denen man nicht ausweichen kann, begründen keinen Glauben, der zur Gerechtigkeit führt. Der Streit über Glauben und Werke, der die Kirche erfüllt hat, und durch mannichfache Mißverständnisse verbittert, von Anfang bis jetzt fortgeführt wird, läßt sich in der Überzeugung auflösen,

daß die Heiligung, die als letztes Ziel auf beiden Wegen verfolgt werden soll, ohne Ergebung an Gott nicht gedacht werden kann, und daß dieser Akt des Glaubens das höchste Werk ist, dessen der Mensch überhaupt fähig ist. — Diese Ergebung kann nicht durch passive Gleichgültigkeit bewirkt werden, sie ist nicht negativ, sondern das allerpositivste, was der Mensch erreichen kann, das ist gewiß und unbestreitbar, welche Formen man den Gedanken auch geben mag, und in diesem letzten Dilemma steht der Erfinder der neuen Christologie den Bekennern des alten Christenthums viel näher, als während seiner destruktiven Arbeiten — so wenig der neue Aufbau auch als gelungen anerkannt werden kann. Manchem wird geschenkt, was der andere mühsam erringt, es ist ein vergeblicher Streit, welcher Gewinn der köstlichste sei. Ist der Kampf einmal begonnen, so muß er ausgefochten werden, um zum Frieden zu gelangen, in der Seele des Individuums, wie in der großen Gemeinschaft; damit ist der Wahrheit, der Kirche und der Menschheit unstreitig besser gedient, als mit der feigen Heuchelei. Es thut dem Leser wohl, das Buch mit dem Eindruck von Hoffnung aus der Hand zu legen, den solch beherzigenswerthes Wort macht.

Derer, die in stumpfem Indifferentismus hindämmern, giebt es leider genug, doch auch solcher giebt es noch, denen die Weisheit der Zeit nicht so

imponirt, daß sie sich so leicht den Glauben nehmen ließen, und auch solcher wird es wohl noch geben (deren es schon manche gegeben hat), die aus dem stolzen Traum der Sicherheit ihres Wissens erwachen, und es inne werden, daß sie sich verirrt und verstiegen haben in ihrem Streben nach dem Lichte, daß der Weg, von dem sie herabsehen auf die beschränkte Köpfe, nicht hinaufführt auf den Gipfel der Wahrheit, sondern daß ein anderer, längst bekannter, aber viel verkannter Weg eingeschlagen werden muß, um hinauf zu kommen.

Mag der Mann, der auf der Höhe des Jahrhunderts steht, lächelnd oder zürnend herabrufen: „spart auch die Mühe, ich kenne diese Wendungen;" wir wünschen ihm von ganzem Herzen, daß er diese Wendung recht gründlich kennen lerne, und ihrer recht froh werden möge.



Druckfehler.

S.	3	Z.	9	v.	unten	statt	Gedankenweise l. Gedankenreihe
—	20	—	4	—	—	—	den ersten Anfänger l. dem ersten Anfange
—	21	—	5	—	—	—	nur l. nun
—	28	—	7	—	oben	—	dem ist sie l. denn sie ist.
—	33	—	10	—	unten	—	hatte l. hätte
—	35	—	9	—	—	—	wenn l. wem
—	40	—	5	—	—	—	neuernde l. erneuernde
—	74	—	11	—	—	—	übe l. über
—	106	—	11	—	oben	—	Ernährung l. Erklärung
—	106	—	2	—	unten	—	den l. die
—	124	—	10	—	oben	bis zum Absatz sind die „ zu tilgen	
—	136	—	3	—	—	statt	verirren l. verwirren
—	138	—	4	—	—	—	bekomme l. bekommen.
—	144	—	6	—	—	—	Geist l. Christ
—	175	—	16	—	—	—	Lektüre l. Litteratur
—	186	—	9	—	—	—	Synadristen l. Synedristen
—	192	—	12	—	—	—	Geschichten l. Gesichter
—	195	—	10	—	—	—	Faktionen l. Fiktionen
—	208	—	5	—	—	—	vergnügter l. verjüngter
—	212	—	2	—	—	—	Veruneinigung l. Verunreinigung.
—	—	—	17	—	—	—	— — —
—	221	—	15	—	—	—	Lesegebäudes l. Lehrgebäudes

